

**Johann Friedrich Hübner:
Wanderungen und Reisen
Teil II.**

Abschrift

*Reiseerlebnisse
eines Chemnitzer Bürgers,
des Johann Friedrich Hübner,
im 19. Jahrhundert.*

<II>

**<Hübners> Reise IIa
von England nach Paris
zurück**

Monat Juni 1838.

von Paris nach Italien

Mitte December 1838.

<- April 1839>

{Deckblatt, Rückseite: unbeschrieben}

{Blatt „1“, Vorderseite:}

Der Mensch ist in der Regel am glücklichsten in der Jugend, die, ohne Sorgen, Alles verschönert ansieht und selbst das Trübe leicht tragen und vergessen macht. Was man in dieser glücklichen Zeit, in seiner Umgebung vor sich gehen sieht, auf dem politischen, wie auf dem Gesellschaftsgebiet erscheint schön und beglückend. Die politischen Erlebnisse der Jugend, die man gesehen, die militärischen Ereignisse alles dieß prägt sich tief dem Gemüthe ein, das nicht in kritischer, nüchterner Weise vergleicht und abwägt.

Mir haben alle diese Aufzeichnungen der Erlebnisse auf meinen Reisen unendliches Vergnügen gewährt, um so mehr, als ich allemal Gelegenheit hatte, mich in die verlebten fröhlichen Tage im Geiste wieder zurück zu versetzen. Nur, war es mir manchmal schwer, den Sinn meiner <Reise->Notizen, die ich speziell gesam[m]elt, vollständig zu errathen, da doch Vieles dem Gedächtniß entschwunden war.

D. H.

{Blatt „1“, Rückseite: unbeschrieben}

{Blatt „2“, Vorderseite:}

Am 6^{ten} Juni 1838 kam ich wieder in Paris an, nachdem ich an der belgisch-französischen

Zollgränze gehörig wexirt¹ und meiner herrlichen Cigarren aus Rotterdam, die ich meinen Bekannten in Paris zum Geschenk mitbringen wollte, verlustig worden war. Da ich keine bestimmte Wohnung wußte, so kehrte ich in dem kleinen hotel „Montpensier“ ein und machte von da aus Versuche meine Bekan[n]te, Madame Robert, in ihrer alten Wohnung aufzusuchen. Ich ging über den pont royal, um in die rue du Bac einzutreten, als auf einmal aus einem Laden eine ältliche Dame auf mich zustürzte und mich unter Scherzen und Lachen in ein in der Nähe befindliches Haus hinzog, wo sie seit kurzer Zeit eine allerliebste Wohnung hatte. Es war Madame Robert und es war wirklich von großer Bedeutung, daß ich dieselbe in einer so großen Stadt ganz zufällig und ohne alles große Suchen wiedergefunden hatte. Wenn man bedenkt, daß man manchmal Wochenlang ja Monate lang umherlaufen muß, um in einer so ungeheuren Stadt einen Bekannten aufzusuchen und zu finden, so konnte ich mich wirklich bei meinem zweiten Besuch von Paris wirklich gratulieren.

Natürlich wurden wir gleich darüber einig, daß ich die Wohnung, welche zufällig ebenfalls leer stand, ohne Verzug beziehen konnte. Es war eine herrliche große Stube im zweiten Stock im Anfang der Straße und ich konnte noch von Weitem die Brücke über die Seine sehen. Madame Robert war überglücklich und that mir alles Mögliche zu Gefallen, damit ich nur recht lange bei ihr wohnen kon[n]te. Da ich auch beinahe 6 Monate wieder in Paris blieb, so ist es nöthig, daß ich einiges über ihre Lebensverhältnisse hierbei erwähne.

¹ meint sicher ‚wexirt‘

{Blatt „2“, Rückseite:}

Sie war im Jahr 1783 zu Paris geboren und war die Tochter wohlhabender und gebildeter Aeltern. Auf ihre Erziehung wurde große Sorgfalt verwendet und einige tüchtige Lehrer, die ihr schon in frühster Zeit gegeben wurden, entdeckten bald an dem Mädchen ausgezeichnete Fähigkeiten. Denn wenn große Regsamkeit des Geistes, lebendige phantasievolle Anschauungsgabe, Leichtigkeit und Gewandheit im Ausdruck Eigenschaften sind, welche im Voraus etwas Ungewöhnliches versprechen, so waren diese bei ihr in höchsten Grade vorhanden. Allein leider starb ihre Mutter frühzeitig hinweg und die Vermögensumstände ihres Vaters wurden so mißlich, daß ihre Erziehung nicht mehr so sorgfältig wie früher geleitet werden konnte. Hierzu kamen die erschütternden Weltereignisse der nächsten Zeit, die ihr so sehr für das Wohl des Vaterlandes schlagendes Herz noch mehr bewegten. Ihr Character entwickelte sich frühzeitig und ließ eine ungemeine Heiterkeit als Hauptzug hervortreten, der sich später in eine frivole Stimmung des Gemüthes verwandelte und die sich auch trotz des Mißgeschicks <und trotz Kummer und Sorgen>, das sie hatte, bis in ihr spätes Alter erhalten hat. Sie war später zur Zeit Napoleon I. im Palaste der Ehrenlegion angestellt und glühte daher noch heute für ihn. Nach dem Sturze desselben verlor sie diesen Posten und mußte sich kümmerlich behelfen, da auch ihre Geschwister sich gänzlich von ihr losgesagt hatten. Als ich sie traf, war sie bereits im 55^{ten} Lebensjahre, aber trotz aller Widerwärtigkeiten des Lebens heiter und zufrieden. Sie sprach wundervoll ihre Sprache und hatte sie in aller Gewalt, sodaß ich von ihr viel gelernt habe. Leider war sie, wie alle Französin[n]en etwas leichtfertig und hatte nie Geld, deshalb mußte sie auch die herrliche Wohnung bald wieder verlassen und war genöthigt in ein kleines Logis in die <rue> haute feuille zu

{Blatt „3“, Vorderseite:}

ziehen, wohin ich ihr ebenfalls nachfolgte. Dort nahm sie noch die Frau eines Professors, Namens Grieb in Kost und Logis, welche noch einige Zeit in Paris die französische Sprache treiben und ihrem Manne nach Philadelphia, welcher dort angestellt war, nachfolgen wollte.

Sie <Frau Grieb> war sehr ernst und schwermüthig, deshalb konnte sie die manchmal frivolen Aeüßerungen der Mad. Robert gar nicht vertragen und entfernte sich daher jedesmal, wenn erstere bei zu guter Laune war.

Meine ersten Ausgänge waren natürlich in die champs élysées, da diese gar nicht weit entfernt waren. Eine Abendpromenade in denselben wird den Tausenden von fremden Spatziergängern aus allen Gauen Europa's stets in ewiger Erinnerung bleiben. Inmitten des fröhlichen Lebens beschienen von der untergehenden Sonne, die ununterbrochen am azurblauen Firmamente prangte, hört man hier die Zungen aller europäischen Nationen, wie kaum irgendwo anders.

Hier pilgert eine Carawane lustiger Pariser zu Fuß die breiten Gänge entlang, während Tausende von Equipagen, Posten und Kutschen aller Art im scharfen Trabe die großen Alleen passiren. Schmucke Reiter und Reiterin[n]en, tummeln sich in lustigen Sprüngen in den ausgedehnten Reitwegen, während ein langbeiniger Sohn Albions mit seiner Familie über die Unvollkommenheiten der Roße gegenüber seinen vaterländischen parlirt. Dahinter kom[m]t ein Trupp höchst einfach gekleideter Männer mit schönen

{Blatt „3“, Rückseite, rechte Spalte:}

Bärten, die sich in der Muttersprache ihres heißgeliebten Vaterlandes Italien unterhalten, während nicht weit davon Massen von Arbeitern und jungen Männern in ihrer deutschen Muttersprache discutiren. Wiederum naht eine prächtige Equipage, die Fußgänger ziehen sich auf beiden Seiten zurück, der allbeliebte duc d'Orleans umgeben von einigen Adjudanten ruht darin auf seidnen Kissen, während der stolze Rosselenker im Vollbewußtsein seiner Würde mit einer gewissen Ueberlegenheit auf die zu seinen Füßen Pilgernden herabblickt.

So geht es den ganzen Abend fort. Alle Stühle, Plätze und Restaurationen sind überfüllt; die Töne einer Musicapelle schmettern durch die idyllische Laubholzvegetation und erheben das schon freudig gestimmte Herz durch die prächtige Klangwirkung inmitten der freien Natur.

Heiter zieht bei Anbruch der Nacht das ganze fremde Publicum carawanenweise nach der Stadt, gewiß den Wunsch im Herzen tragend noch oft den herrlichen Genüssen theilhaftig zu werden.

Monat Juni 1838.

Nachdem ich mich so ziemlich eingerichtet hatte, nahm ich einen Sprachlehrer an, um mich in der französischen Sprache zu vervollkommen. Ich hatte bereits von dem Engländer Pohl gehört, daß ein gewisser Flamérion, welcher noch in Paris studierte, sehr guten Unterricht in der französischen Sprache ertheilte und hatte ich auch das Glück, denselben wieder aufzufinden und für mich zu engagiren.

Ein jeder Uebergang im menschlichen Leben ist schwer zu überwinden, in Alles aber konnte ich mich eher finden, als in dem Gedanken, mich die mir überaus schwierig erscheinende französische Sprache so zu eigen zu machen, daß ich in derselben alle meine Empfindungen und Gedanken aussprechen kon[n]te

{Blatt „3“, Rückseite, linke Spalte:}

#

*Das Wort, daß Paris
halb Babel, halb Para-
dies sei, lernte ich nie
mehr würdigen, als
wenn ich durch seine
herrlichen Park und
Gartenanlagen streifen
kon[n]te. Alle die in der
schönen Jahreszeit in
Paris waren, werden
bezeugen, daß der Ausdruck
kein zu hoch gespan[n]ter
ist, denn Alles was die
Natur und Kunst Schönes
bieten kann, ist dort in
reicher Fülle über alle
öffentlichen Spatziergänge
ausgegossen. Breite
Spatzierwege für Fuß-
gänger, Reiter und
Wagen, alte ehrwürdige
Bäume gewähren einen
unendlichen. Alle diese
Herrlichkeiten finden
wir fast mitten in der
Stadt oder doch ganz in
der Nähe derselben.
Im Tuilleriesgarten
ist ein verschwenderischer
Pflanzen und Blumen-
schmuck, als hätte
Göttin Flora selbst
Pathenstell
vertreten.*

{Blatt „4“, Vorderseite:}

und nur mit Mühe ließ ich mich bewegen, die angefangenen Unterrichtsstunden regelmäßig fortzusetzen. Aber soviel Mühe sich auch Mr. Flamérion geben mochte und so guten Willen ich auch zu haben schien, es wurden doch gar wenig Fortschritte durch diese Lectionen sichtbar und die leidenschaftliche Anhänglichkeit an mein geliebtes Deutsch ließen mich stets alle guten Vorsätze, die ich vor der Stunde gehabt, vergessen, und veranlaßten mich, die willkommne Gelegenheit, mich mit meinen Bekannten in der Muttersprache unterhalten zu können, jeder Zeit wahrzunehmen.

Wie sehr sich nun auch Mr. Flamérion der ernstestn Weihe dieser Stunden hingab, so war er doch gewissenhaft genug und erklärte im Voraus, daß, wenn ich den Umgang mit meinen deutschen Landsleuten nicht meiden würde, ich die französische mir niemals zu eigen machen werde, worauf ich ihm ~~er~~ erwiderte, daß ich blos mich in der französischen Sprache unterhalten zu können wünsche, daß ich aber den Umgang mit meinen Bekann[n]ten nicht aufgeben werde.

Ich weiß nicht, ob es allen andern bei Erlernung der französischen Sprache ebenso ergangen ist, aber soviel glaube ich behaupten zu können, daß man sehr lange Zeit braucht, um fertig französisch sprechen zu können und daß es unbedingt nothwendig ist, längere Zeit den Umgang mit Deutschen zu meiden. Deshalb wird es auch denjenigen, welche in Fabriken und in Werkstätten nur mit Franzosen Umgang

{Blatt „4“, Rückseite:}

haben, allemal leichter, die Sprache zu erlernen. Wenigstens hatten Freund Dietrich, Seyde und Moritz Müller in kurzer Zeit ganz andere Fortschritte gemacht und Ersterer sprach so gut aus, daß man ihn für einen gebornen Franzosen hätte halten können.

Monat Juni 1838.

Einige den Engländern abgesehene Vergnügungen sind die Wettrennen, die gewöhnlich im Frühjahr und Herbst gehalten werden. Sie wurden hier in Paris auf dem Marsfelde abgehalten, das genau ein längliches Viereck bildet und wo die Pferde auf dem festgetretenen Sande stets festen Tritt haben können. Im Uebrigen ist dieser große Platz mit Schranken von Stricken umgeben und alte invalide Soldaten stehen umher, welche auf Ordnung halten. Auf <der> untern nach der Seine zu gerichteten Seite dieses Platzes sitzen die Kampfrichter auf hohen mit Fähnchen verzierten Gerüste, gravitatisch wie Rhadamanth mit seinen Collegen. Die Helden des Tages, die Pferde, stehen daneben. Eine unzählige Menschenmasse umgiebt den Platz, welcher ringsherum nach hinten zu etwas erhöht ist, sodaß die hintersten Personen über die vorderen hinweg sehen können. Diese bunte Menge giebt vom Rennplatz aus gesehen einen allerliebsten Anblick. Die Glücklichen, welche über ein Pferd disponiren können, tummeln sich in Erwartung des großen Schauspiels lustig auf der Bahn herum und geben an und für sich schon einen belustigenden Anblick. Während der Zeit wird Alles genau von den Kampfrichtern untersucht, damit kein Betrug irgend einer Art

{Blatt „5“, Vorderseite:}

beim Rennen vorgehe. Die Jockeys, welche schon geraume Zeit vorher sich durch strenge Diät auf diesen großen Tag vorbereiten mußten, werden sorgfältig gewogen; keiner darf schwerer sein als der Andere, deshalb wird dem Leichterem das fehlende Gewicht durch Blei in den Taschen ersetzt.

Ein Trommelschlag wirbelt durch die Luft und Alles eilt, sich an den Seiten zu rangiren und einen guten Platz zu bekom[m]en. Mit dem zweiten Trommelschlag laufen die Renner aus, man hält den Athem an vor Begierde, sie zu sehen und sieht sie nur fast einen Moment mit Blitzesschnelle vorüberauschen und hernach auf der entgegengesetzten Seite ganz in der Ferne. Sie nahen wieder, sie stürmen zum zweiten Mal vorbei, ~~und~~ nähern sich zum zweiten Mal dem Ziele, und nun reiten alte und junge auf die halsbrechendste Weise ohne auf irgend etwas zu achten, hintedrein, um bei der Entscheidung gewärtig zu sein. Die Pferde durchlaufen 2 mal, ohne anzuhalten, die Bahn und dasjenige, welches zum zweiten Mal am ersten das Ziel erreicht, hat gesiegt. Der Weg, den die Renner zurücklegen beträgt eine englische Meile, von denen man 5 auf

{Blatt „5“, Rückseite:}

eine deutsche Meile rechnet; die Zeit aber, in welcher sie diesen Raum durchmessen, ist unglaublich kurz. So wie das erste Rennen vorüber ist, fährt und reitet Alles wieder auf dem Platze durcheinander wie zuvor, bis ein neuer Trommelschlag verkündet, daß andere Pferde zum Laufen bereit sind und die Zuschauer wieder zur Ordnung verweist. Jeden Morgen, während der Zeit des Pferderens werden gewöhnlich 3 solche Wettläufe gehalten.

Es ist höchst unerfreulich, die Pferde am Ziele anlangen zu sehen. Ermattet, mit Schweiß bedeckt athmen sie kaum noch und das Blut strömt aus ihren von <den> Sporen zerrissenen Seiten. Auch die Jockeys sinken fast hin vor Ermattung, da ihnen das pfeilschnelle Durchschneiden der Luft ~~ihnen~~ den Athem benimmt und sie unaufhörlich mit der einen Hand vor dem Munde die Luft zu zertheilen suchen müssen, um nicht zu ersticken.

Ich konnte keinen Geschmack an diesen Vergnügungen finden und bin nie wieder hingegangen.

Monat Juni 1838.

Im Theatre Odeon, in welchem blos Trauerspiele gegeben werden und welches im quartier latin sich befindet, war eine neue berühmte Schauspielerin aufgetreten, um

{Blatt „6“, Vorderseite:}

Fräulein Mars zu ersetzen. Ein ältlicher Herr hatte vor einigen Jahren auf dem boulevard Abends ein junges Judenmädchen angetroffen, welche ihn um eine Gabe angesprochen hatte. Das Mädchen hatte ihn gefallen und er hatte es in einer Anstalt erziehen lassen, wo es zu seiner großen Freude ein eminentes Talent zum Recitiren entwickelte. Ihre Aussprache war vorzüglich und so kam es, daß er ihre Neigung, auf dem Theater sich auszubilden, recht gern erfüllte. Ganz Paris schwärmte von der jungen Waise, welche nur in Stücken von Racine und Corneille auftrat und schon 5 Stunden vor Anfang des Stücks mußte man Queue auf der Straße halten, um Fräulein Rachel in der ~~Phädra~~ Rolle der Phädra zu sehen. Wenn das Drama der Spiegel der Zeitströmung sein soll, so erfüllte die Dramenliteratur der damaligen Zeit die Forderung der Zeit in vollem Maaße.

In der Phädra von Racine ist die Zeichnung der Heldin edel, die Sprache ist kräftig und der Schluß von tragischer Gewalt.

{Blatt „6“, Rückseite:}

Ich glaube aber, daß dieses Stück bei mir einen größeren Eindruck beim Lesen als auf der Bühne gemacht haben würde, obgleich auch theatralisch wirksame Scenen darin sind und man die einfache Sprache an diesem Drama des berühmten Autor nur anerkennen muß.

Freilich lieben die Franzosen den hergebrachten Coulissenpathos und deshalb bin ich der Ueberzeugung, daß Fräulein Rachel bei uns nicht so reussiren würde.

Von allen öffentlichen Gebäuden ragt die Madeleine Kirche durch ihre Einfachheit am meisten hervor; sie ist zwar nicht wie eine Kirche, sondern wie ein griechischer Tempel gebaut, aber ebendeshalb fällt sie jedem Fremden am meisten auf. Sie wurde bereits im Jahr 1764 angefangen, aber immer wieder liegengelassen und sollte später als ein temple de la Gloire eingerichtet werden. Aber 10 Jahr später besann man sich wieder anders und man machte eine Kirche daraus. Das Innere gleicht allen römisch katholischen Kirchen und strotzt von einer Masse Altären, die nicht viel merkwürdige Bilder enthalten, aber das Aeußere, welches von 52 cannelirten Corinthischen Säulen umgeben ist, imponirt

{Blatt „7“, Vorderseite:}

desto mehr. Nach dieser Kirche ist Saint Sulpice die größte. Ihre Länge ist 360 und ihre mittlere Breite 150 Fuß. Die Höhe ihres Mittelschiffs, die Pracht und Größe des Gebäudes verdienen um so mehr Bewunderung, als der Bau dieses Tempels in eine Zeit fällt, wo der schlechteste Geschmack der herrschende war. Leider sind die Thürme, welche bis auf 400 Fuß hoch werden sollten, nicht vollendet worden.

Das größte Verdienst um diesen Prachtbau hat der Italiener Servandoni, von dem auch die Zeichnung zu dem majestätischen Portikus herrührt. Das vortreffliche Ebenmaaß der Verhältnisse und seine einfach edle Composition machen einen erhabnen Eindruck, würdig der Bestimmung, welcher das Gebäude dient. Es ist aus 2 Stockwerken gebildet, das untere gehört der dorischen, während das obere der ionischen Ordnung angehört. Die dorischen Säulen sind 45 Fuß hoch bei 5 Fuß Durchmesser, die ionischen haben eine Höhe von 38 Fuß und 4½ Fuß Stärke. Das Mittelschiff ruht auf durch Bögen verbundenen Bündelpfeilern, welche bis zur gewölbten Decke 110 Fuß Höhe haben. Gleich beim Haupteingang stehen 2 Reihen corinthischer Säulen, 12 an der Zahl, welche die große Orgel tragen. Die innern Ornamente sind fast säm[m]t-

{Blatt „7“, Rückseite:}

lich von Marmor. Der Hochaltar ist von edler Composition und seine Form ähnelt der gewöhnlichen eines römischen Grabmals. Der Chor ist zu reich ausgeschmückt und das Gefühl der Ueberladung thut dem Effect, den er außerdem machen würde, großen Eintrag.

Alle Fenstern desselben bestehen aus ältern Glasgemälden, unter denen man einige der schönsten Erzeugnisse der Kunst findet. Die sehr großen Statuen des Heilandes und des Apostel Paulus, Petrus u. Johannes sind Meisterwerke. An den hintern Theil des Chors stößt die Kapelle der heiligen Jungfrau, bei deren Ausschmückung sich die Prachtsucht überboten hat. Die Säulen in derselben sind von blauem Marmor, die Statuen von vergoldeter Bronze und die Kuppel ist al fresco gemalt, wobei das sujet die Himmelfahrt der Maria zu Grunde gelegt ist, dessen Lichteffect in der That höchst magisch ist.

Auch die übrigen Kapellen sind sehenswerth und erst in neuerer Zeit al fresco gemalt worden.

Ehedem war die Kirche auch reich an Grabmälern, unter denen sich viele schöne Werke des Mittelalters befanden, die aus dem ältern Gotteshause, an dessen Stelle sich dieses erhob, dahin versetzt wurden. Sie sind aber im Sturm der Revolution, welche die Aristocratie bis auf die Wappen ihrer Gräfte zu zerstören trachtete, total zertrümmert worden.

Monat Juli 1838.

Paris ist der „ewige Kalender“ der Geschichte. Auf jedem Schritt begegnet man dort Ereignissen, die uns zurückführen in längst entschwundene Zeiten und wie in einem aufge-

{Blatt „8“, Vorderseite:}

schlagenen Buche liegen vor uns die Niederträchtigkeiten und die Großthaten der Franzosen von heute und gestern.

Heute fange ich meine Wanderung von jenem Punkte an, wo die Madeleinekirche steht, das Prachtstück der griechischen Baukunst. Dort wo die boulevards der chaussée d'Antin und von St Honoré zusammenstoßen beginnt das vornehme Paris. Die Millionärs, die Fürsten der Börse, der Geburt und des Amtes haben in diesem Viertel ihre Wohnungen; dort ist jenes Paris, welches an architectonischer Pracht in der Welt seines Gleichen sucht. Wir gehen von der Madeleine über den Vendomeplatz mit seiner Kaisersäule, vorbei dem café Tortoni, wo die Rothschilds und Lafittés nach dem Schluß der Börsenzeit ihre Operationen fortsetzen, an welchen der Kredit und öfters das Wohl und Wehe ganzer Nationen kleben. Wir betrachten mit Wohlgefallen ein mit herrlichen Sculpturen bedecktes Gebäude und sind erstaunt zu lesen, daß es nichts weiter sei, als ein Kaffeehaus, le café de Paris, das Rendezvous der Politiker und Künstler. Ein großer Bau in einiger Entfernung ist ein Tempel der Kunst: das théâtre des Variétés, wo Brunet's Spiel ein Menschenleben lang die Pariser entzückte. In der rue Montmartre und in der anstoßenden rue St Denis zeigen sich die alten Wohnsitze des Hofadels aus den Zeiten des Königthums; Paläste und Hotels im Stýle des siebzehnten Jahrhunderts. Die Straße St Denis welche ihren Ausgang auf die boulevards hat, endigt mit einem alten Triumphbogen, der frei und isolirt über alle Gebäude sich emporhebt und porte St Denis heißt.

{Blatt „8“, Rückseite:}

Blondel, der größte Architect seiner Zeit hat ihn errichtet und edle Einfachheit des Styls verräth den Meister. Schmuck ist wenig daran. Auf der den boulevards zugekehrten Seite stellen sich zu beiden Seiten des Bogens die colossalen Marmorbilder des Rheins und Hollands in halberhabener Arbeit dar, Fesseln an den Füßen und sitzend in der demüthigen Stellung der Ueberwundenen. Von der Tafel über den Rundbogen strahlte die Riesenschrift: „Ludovico Magno“ demnach zu Ehren desselben nach seinen Siegen über Deutschland und Holland.

Ganz in der Nähe davon befindet sich ein zweites Thor, das porte St Martin, welches ebenfalls von der Stadt Paris dem König Ludwig XIV wegen seiner Siege über Deutschland und Holland errichtet wurde.

Eine Politik, die den Betrug zu ihren Gott erhebt, dem die Arglist, die Lüge, die Treulosigkeit, der Verrath, die Bestechung und die vollendete Schlechtigkeit

{Blatt „9“, Vorderseite:}

als Priester dienen, hatte ihren Thronaal Ludwigs XVI ihren Hochaltar und dahin pilgerten die Großen Europa's noch heute. Jeder der Wallfahrer pflanzte in der eignen Heimath von dem Giftkraut Despotismus soviel an, als die Beschaffenheit des Bodens eben erlaubte. Wie das Kräutlein aber festgewurzelt ist, wie es fortgewuchert hat und was es für Früchte brachte den Fürsten, das steht auf jedem Geschichtsblatt der neuern Geschichte.

Monat Juli 1838.

Paris die Wiege der Revolution ist selbst dem Geiste der Umwälzung fortwährend unterworfen. Jedes Jahrzehent verändert die Gesichtszüge der ungeheuren Stadt. Gärten verwandeln sich in Straßen, Felder und Wiesen in Gärten; neue Stadtviertel steigen auf, alte werden niedrigerissen und die Architectur der Paläste schichtet ihre Steinmassen auf den Stätten ärmlicher Wohnungen auf. Was ist aus dem Paris von 1789 geworden? Wer erkennt noch die classischen Orte der Revolution? Man gehe z. B. in die Vorstadt St Antoine. Sie gießt nicht mehr jene Volksmassen aus ärmlichen Gassen, welche die Bastille stürmten und bald der Revolution Handlanger waren. Friedlich lustwandelt jetzt eine gutgekleidete Menge in breiten Straßen, die alten engen Gäßchen sind fort bis auf die Namen.

Auch der place de la bastille hat nichts weiter übrig. Kein Steinchen ist mehr zu sehen von der alten Zwingburg. Damit indessen ein Stein an der Stelle nicht fehle, richtete Ludwig Philipp

{Blatt „9“, Rückseite:}

die Julisäule auf.

Als Kunstwerk kann ich sie nur bewundern. Sie ist von Bronze und ihre Verhältnisse übereinstimmend. Eine finstere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgiebt, eine andere hinab in die Gruft zu den Todten ohne Namen. Von allen hatte keiner einen guten Rock. Die guten Röcke blieben zu Hause. Es war 1789 eben so und wird künftig wieder so sein. In Paris wie anderwärts.

Monat Juli 1838.

Triumphbögen hatten ursprünglich den nämlich Zweck, den sie heute noch haben: sie gelten der Verherrlichung der Gewalt, des Kriegsglücks und des Länderraubs. Rom, das große Volk, erfand sie zur Verherrlichung seiner Feldherrn, welchen vom Staate nach erfochtenem Siege bei ihrer Heimkehr die Ehre eines Triumphzugs zuerkannt wurde.

{Blatt „10“, Vorderseite:}

Anfänglich blos dem vorübergehenden Zwecke dienend waren sie, wie unsere Ehrenpforten, nach welchen man bei besondern Gelegenheiten und Anlässen den Fürsten die Liebe der Unterthanen bemessen läßt, hohle Bretterbuden, ausstaffirt mit Trophäeen und Kranzwerk.

Als man später den Triumphbögen eine höhere Bedeutung und zu einem bleibenden Denkmal des Ruhms des Gefeierten machen wollte, das der Nachwelt die Erzählung großer Heldenthaten überliefern sollte, ward das Holz durch Stein und Marmor oder Erz verdrängt und die Künste verschwendeten ihre reichsten Hilfsmittel, sie würdig zu gestalten.

Später, als die Zeit der großen Thaten und Eroberungen vorübergegangen war und in Rom nur der Knechtsinn noch eine Glorie trug, machte sie die Schmeichelei zum Fußgestell der Kaiserbilder.

Der größte Triumphbogen, den man jetzt kennt, ist der des Kaiser Constantin zu Rom und hat gegen 66 Fuß Höhe. Der des Septimius Severus ist viel kleiner.

Der eitelste und prunksüchtigste unter allen Monarchen der neuern Zeit errichtete sich selbst zur Apotheose seines Raubzuges an den Rhein die beiden portes St Denis und St Martin.

Vor dem Triumphbogen de l'Etoile tritt aber alles Gleichartige sowohl der alten als der jüngern

{Blatt „10“, Rückseite:}

Zeiten in den Schatten, wenn man bedenkt, daß seine Masse nicht weniger als das Zehnfache des größten Triumphbogens des alten Rom beträgt. Er ist 153 Fuß hoch und 158 Fuss breit. In diesem Werke ist ein großer Gedanke Napoleons I verkörpert, der auch die Zeichnung zu diesem Ehrendenkmal der französischen Heere entworfen hat.

Als Bauwerk ist dieser Triumphbogen unbestritten das nobelste der ganzen neuern Zeit. Die Arbeit daran ist so gewaltig, als der Gedanke, sie erscheint unzerstörbar.

Alles an ihm ist Wahrheit, in dem Werke selbst, wie in seiner Bedeutung: ungeheure Kriegsthaten, vollständige Siege, entschiedene Feldherrngrösse. Hier ist kein falscher Aufputz, kein eitles Spiel.

Wenn man die Facade rechts des Thorwegs, auf der Seite, die nach den Tuillerien weist, so sehen wir in ihr den

{Blatt „11“, Vorderseite:}

Prolog im ungeheuren Drama des Kriegs, welcher die alte Welt zusammenwarf, um eine neue hervorzubringen. Man sieht den Auszug der begeisterten Schaaren der jungen Republik von 1792 gegen die verbündeten Könige.

*Die plastische Versinnlichung des berühmten Schlußverses des Marseiller Marsches:
aux armes citoyens! Formez vos bataillons
marchons! marchons!*

Im Vordergrunde schreitet der Kriegsgott den Waffenruf erhebend; ihm folgt ein bejahrter Krieger im Feldherrnkleide, der den Helm schwingt. Ein herrlicher Jüngling hält ihn mit seinen Armen umschlungen und zieht ihn ungestüm vorwärts. Rechts gürtet ein alter Mann sich mit dem Schwerte und ein Greis zu schwach, die Waffen zu tragen, nimmt Abschied von den Forteilenden mit verklärtem, begeistertem Antlitz. Links ist ein Krieger, den Bogen spannend; hinter diesem ein anderer, der sein Panzerhemd anthut und die Trompete erfaßt. Den Hintergrund füllen Krieger zu Roß; die tricolore aber entfaltet sich über die ganze Gruppe.

Gegenüber auf der nämlichen Facade links vom Thorwege prangt das basrelief des Triumphs. Es ist die vollständige Siegerglorie Frankreichs. Ihre Personification ist nothwendig der Kaiser selbst. Er wird von der victoria gekrönt, fama verkündet seine Thaten und die Geschichte schreibt sie nieder. Die überwundenen Nationen unterwerfen sich. An einer Palme hängen Kriegstrophäen aller Art und im Hintergrunde stehen Völker als Gefangene.

{Blatt „11“, Rückseite:}

Die andere Facade des Bogens ist gegen Neuilly gerichtet.
Hier sieht man rechts vom Thorwege: die Gruppe der Vertheidigung. Alle Völker stürmen gegen Frankreich an, ein junger Krieger kämpft heldenmüthig an der Stelle seines verwundeten Vaters, der sterbend seine Kniee umfaßt hält. Seine Frau hebt jammernd ihr erschlagenes Kind empor. Hinter ihm stürzt ein verwundeter Reiter nieder und über der Gruppe schwebt der Genius der Zukunft: er scheint die Vertheidiger ermuthigen zu wollen, die Angreifer zu besänftigen.

Die Gruppe des Friedens ziert die linke Seite jener Facade. Man erblickt 1 Krieger, welcher zufrieden sein Schwerdt in die Scheide stößt. Links hält ihm eine Frau ein lächelndes Kind vor, das die Arme verlangend gegen ihn ausstreckt. Rechts ist ein Mann, der eine Pflugschaar ausbessert; im Hintergrund steht 1 Soldat als Ackermann, mit muthigen Stieren, die er zu bändigen sucht. Ueber der Gruppe ragt Minerva mit Schild und Lanze – daneben – der Oelbaum.

Der Raum zwischen diesen reichen allegorischen Gruppen und dem Gesimse des großen Bogens ist auf beiden Facaden ebenfalls mit Basreliefs bedeckt, ebenso sind die Seitenfacaden damit geziert. In dem Fries unter dem Hauptgesimms läuft ein basrelief um das ganze Monument und stellt den Triumphzug der französischen Heere dar, begleitet von dem Ruhm und gefolgt von den Segnungen des Friedens.

Aber am schönsten ist wohl die Aussicht von der Plattform <selbst>, indem man von da ohne alle Beschränkung vor und rückwärts, links und rechts sehen kann.

{Blatt „12“, Vorderseite:}

Bei einer hellen Abendbeleuchtung übersieht man fast die ganze Stadt bis hinauf zum Montmartre und père la chaise, sowie zum Pantheon. Rückwärts schaut man die gerade prachtvolle Strasse entlang bis Neuilly und die prächtigen Weinberge von Meudon. Links über der Seine breitet sich das ganze Marsfeld aus mit dem legitimen Viertel und rechts erblickt man den parc von Monceau tief unter sich mit seinen uralten Buchen und Linden.

Ueberhaupt verdient der Triumphbogen als monumentales Kunstwerk die höchste Bewunderung. Seine hohe Schönheit verdankt er nicht der ~~Seh~~ Decoration oder der Kostbarkeit des Stoffs, sondern sie liegt im Ganzen, in der Einfachheit und in dem Ebenmaaß seiner einzelnen Theile. In allem ist der Ausdruck der Achtung vor historischer Wahrheit. Den herrlichsten Eindruck macht der Bogen vom Eintrachtsplatz her, besonders dann, wenn ihn die Morgensonne bescheint. Die mächtig langen Alleen dienen ihm als dunkeln Hintergrund, von dem er sich in unbeschreiblicher Majestät abhebt.

Monat Juli 1838.

Paris ist eigentlich arm an Denkmälern der Architectur aus der frühern Zeit. In den verheerenden Kriegen und politischen Umwälzungen, denen die Hauptstadt so oft Preis gegeben war, brachen die meisten ihrer alten Bauwerke zusammen. Die Kirche St Germain l'Auxerrois ist eine der frühesten Ansiedelungen des Christenthums und ihre Gründung schreibt man dem König

{Blatt „12“, Rückseite:}

Childebert zu und dieser für das kirchliche Interesse eifrige Fürst erhob das Gotteshaus zum Rang einer Kathedrale und dotirte ein Capitel, das aus 1 Decan und 12 Canoniker zusammengesetzt war. Ganz in der Nähe der Tuilleries und vis à vis dem Louvre gelegen, wurde sie später als paroisse royale angesehen und empfing in den glanzvollen Tagen Ludwigs XIV häufig die pomphaften Aufzüge des Hofes, wenn es diesem Könige gefiel, dem Herrn der Welten die Cour zu machen.

Die damaligen in der Umgebung des Hofes lebenden Künstler wetteiferten unter einander den Tempel in jeder Hinsicht auszuschnücken; doch ist ihr Verdienst weit geringer als die Schätzung ihrer Zeit und der Untergang der meisten in der Schreckensperiode der großen Revolution ist für die wahre Kunst kein großer Verlust. Der Alles nivellirende Genius der Gleichheit, welcher, wie nach dem Throne der Könige, auch nach dem Throne

{Blatt „13“, Vorderseite:}

Gottes seinen Arm ausreckte und die Religion als ächte Sansculottin an die Straßenecken consignirte, warf Putz und Schmuck aus den Kirchenpforten und schloß sie zu.

Auch diese Phase ging vorüber; als der Terrorismus verendet war, zogen die Priester wieder ein und Meßglocke und Weihrauch übten ihr altes Recht. Die Restauration machte St Germain von neuem zur Hofkirche, eine Gunst, die ihr jedoch nach dem Sturz der ältern bourbons wieder genom[m]en wurde.

Von dieser Zeit an war ihre Priesterschaft dem Geiste der Julirevolution ein abgesagter Feind und sie benutzte jede Gelegenheit, diese Gesinnung mit Ostentation zu offenbaren.

Bei einem solchen Anlaß, bei der Feier des Todestags des gemordeten Herzogs v. Berry, war es, als sie ihren Haß gegen die neuen Zustände so unverholen predigte, daß das gereizte Volk von Indignation gegen die verwegenen Priester erfüllt, diese aus dem Tempel jagte und dann tobend über das Gebäude herfiel und es geschleift hätte, wenn ihm nicht die königlichen Truppen zu Hülfe gekom[m]en wären. Die Kirche wurde nun geschlossen und sie blieb es bis Anfangs 1838, wo sie die Regierung dem Kultus zurückgab.

Bei dieser Gelegenheit empfing sie im Innern eine sehr prächtige Ausschmückung, welche um so mehr gefiel, da sie im mittelalterlichen Geiste des Bauwerks vollständig wiederhergestellt wurde. Für den Architect war

{Blatt „13“, Rückseite:}

die Kirche stets eine der anziehendsten Pariser Monumente. Denn der Baumeister kann in ihr den Styl von 9 Jahrhunderten studieren, denn jede Restauration jeder Anbau zeigt die künstlerische Eigenthümlichkeit der Zeit, in welcher sie entstanden. Die Kirche ist 5 schiffig und hat überdieß viele Seiten-capellen. 38 Rundsäulen tragen die Deckengewölbe und das Innere macht eine großartige Wirkung. Am prächtigsten ist der Chor mit seinen kühnen spitzbogigen Kreuzgewölben und ist von dem Schiffe durch ein vergoldetes Eisengitter geschieden.

Diese Kirche steht aber auch noch auf einem andern Blatt als in dem chronicon des Pariser Klerus und im Necrolog künstlerischer Celebritäten.

Sein Name ist der Prolog zu jener Schauertragödie und in seinen geöffneten Pforten erblickt man die Thore des Abgrunds aus dem einst die höllischen Geister stiegen, welche mit dämonischer Gewalt Frankreichs Volk zum Brudermorde trieben.

Am 24. August 1572 schlug der Glöckner von St Germain l'Auxerrois an und die Bartholomaeusnacht begann. Die Coligny's fallen und nach ihnen gegen 700000 Hugonotten, alle gemordet, auf das Geheiß ihres Königs, der sie schützen sollte, alle gemordet auf den Rath der Priester des Herrn, welcher das Gesetz der Liebe und Duldung predigt in jedem Act seiner Schöpfung.

Dem Verfall des falschen Christenthums, das die Pfaffen gemacht, stemmt sich alle List vergeblich entgegen.

{Blatt „14“, Vorderseite:}

Monat August 1838.

Man mußte die schönen Tage wirklich zusammennehmen, denn es regnete in diesem Sommer fast alle Tage und aus den Provinzen, sowie aus allen Gegenden Deutschlands und selbst aus ganz Europa kamen Nachrichten, daß wenn der Regen nicht aufhöre, an eine Erndte heuer nicht zu denken sei.

An einem ausnahmsweise schönen Tage besuchten wir das Schloß

St. Germain, das auf einer Felsterrasse des Seineufers herrlich gelegen ist. Es war der Lieblingsaufenthalt der Orleans und steht jetzt leer und nur die Aussicht von der Terrasse ist reizend. Die Linie der Herzöge v. Orleans aus dem Hause Bourbon hat den Gepriesensten des Geschlechts, König Heinrich IV zum Stifter. Doch sein Geist ruht nicht auf ihr. Wenn auch einmal größeres Talent Einzelnen innewohnte, so wurde es nur zur Quelle des Unglücks für Frankreich; denn dann wurde stets von der herrschenden Linie der bourbons mit teuflischen Eifer an der körperlichen und geistigen Entnervung solcher Familienglieder gearbeitet.

Man fürchtete einen Rivalen im nächsten Verwandten; also mußte er unschädlich gemacht werden. Schaamlose Liederlichkeit und alle Laster, welche in ihrem Gefolge gehen, wurden so das Erbe der Orleans.

Gleich der zweite dieser Herzöge Johann Baptist Gaston mußte, weil der königliche Bruder die raschen Fortschritte desselben merkte, in eine Umgebung gebracht werden, die ihn wieder verdarb. Sein Sohn Philipp I ist der Gründer des Reichthums der Familie d'Orleans, aber er starb ebenso verachtet, als verächtlich. Dasselbe gilt von Philipp II, dem nachmaligen König Ludwig XV, der an einem Blut-

{Blatt „14“, Rückseite:}

schlag in den Armen einer Hetäre verschied. Der vorletzte aus dem Hause Orleans, war der bekan[n]te Philipp egalité Vater Louis Philipps. Er war in der ersten Blüthe eine der schönsten und geistvollsten Jünglinge, aber noch hatte er das 18^{te} Jahr nicht erreicht, so war sein Körper von ekelhaften Krankheiten zerfressen und sein Geist an das Gemeinste gewöhnt, er selbst ein Gegenstand des Abscheus und des Entsetzens. Des Hochverraths endlich an der Revolution schuldig fiel sein sündenbeladenes Haupt unter dem Fallbeil, dem das Ungeheuer Tausende von Unschuldigen als Opfer geliefert hatte.

Nicht weit von St Germain liegt Neuilly inmitten geschmackvoller Gartenanlagen, der Sommeraufenthalt Louis Philipps; der Ort, wo er die Plage und Qual des Herrscherthums zu vergessen trachtet unter seinen Blumen, seinen Büchern und seinen Sam[m]lungen, welche das Seltenste und Schönste in sich vereinigen sollen, die man aber nie zu sehen bekommt.

Wer den König in diesem kleinen Schloß als Privatmann beobachten konnte, mußte ihn gewiß nur liebgewinnen und ahnte in ihm nicht den Slaven schmutziger Habsucht, der auf dem Throne saß.

Der Weg nach Paris zurück geht durch die champs elysées. Paris hat keinen Prater wie Wien und keinen Thiergarten wie die Kö[n]igstadt an der Spree; aber es hat seine champs, weite Plätze, bepflanzt mit Alleen, die sich in verschiedenen Winkeln kreuzen und die an den Abenden der schönen Jahreszeit die Sam[m]elplätze der Pariser Welt sind; dann leeren sich Häuser und Werkstätten und ihre Bewohner ziehen aus, um frische Luft zu schöpfen und im Schatten der Bäume dem Treiben zuzusehen. Die Zwischen-

{Blatt „15“, Vorderseite:}

räume sind den Restaurationen, den Buden für Seil- und Reitkünste, für Panoramen, Menagerieen und Puppenspielen und Hundert andern Dingen überlassen.

In alter Zeit war's eine Viehweide und erst Colbert ließ den Platz mit Bäumen bepflanzen, die zum Theil jetzt noch grünen. Auf der einen Seite werden sie von den quais der Seine, auf den übrigen von dem Garten des Palastes des Elysee, von dem place de la concorde und von der prächtigen chaussée d'Antin umrahmt. Von den freieren Punkten hat man die imposantesten Blicke auf den place de la concorde und den Tuilleriesgarten.

Vor den Pforten des Palastes selbst blieb ich stehen. Aus den hohen Spiegelfenstern strahlte es wie Sonnenglanz und warf ein blendendes Licht auf die nahen Häusergruppen. In den Tuilleries war großes Fest. Es war 1 kleiner Junge angekom[m]en.

{Blatt „15“, Rückseite:}

101 Kanonenschläge vom hotel des Invalides hatten der Stadt verkündigt das frohe Ereigniß. Der Sohn des Herzogs von Orleans wurde comte de Paris genannt. Equipagen rasselten ohne Unterlaß und beim Kerzenlicht schimmerte das Dienervolk in Gold und Silber. Das Wiehern der Rosse, das Rufen der Lakaien, die spähenden Polizeisergeanten und die sum[m]jenden auf und ab wogenden Volksmassen gaben der Sonne Leben und Man[n]igfaltigkeit.

Als ich dieses glänzende Haus betrachtete, lag ein Band Weltgeschichte vor meinen Augen. Ich sah den wüsten Louis XIV und seine Baumeister, um wettzueifern zum Schmucke seines Hauses, sah dann einziehen die Pompadour mit ihren Prierinnen der Schönheit und Sittenlosigkeit. Als die bodenlose Lüderlichkeit ausgespielt hatte, da hielt der Raub seinen Einzug. Der Finanzmann Beaujon speiste seine Gäste auf goldnen Tellern. Ihm folgte ein Oberpriester der Kirche ein Prinz von Geblüt. Was damals in dem Palast geschah bereitete in Frankreich den Boden für jene materialistische Lehre, daß der Himmel in den Sinnen läge, vor. Ludwig XVI bestieg den Thron und kurze Zeit darauf schleppte die Revolution ihn aufs Schaffot. Der Palast wurde Eigenthum der Nation und Marat nahm Besitz davon. Später kamen die Männer des Schwerts und Napoleon zog ein mit Josephinen. Nach ihm kam die Restauration und was die Revolution übrig gelassen hatte

{Blatt „16“, Vorderseite:}

von den alten Adelsgeschlechtern, sammelte nun das Königthum um sich. Das Jahr 1830 brachte die Julitage und der Thron der ältern bourbons wurde vom entrüsteten Volk zerbrochen und mit dem Reiche ward auch der Palast dem schlauen Louis Philipp gegeben.

Ergriffen von diesem Gedanken sah ich gen Himmel; noch glänzten die Sterne am Himmel und der volle Mond sah heiter heraus zwischen goldumsäumten Wolken und eiligst trat ich den Heimweg an.

Monat Juli 1838.

Die Charlatanerie ist in Paris ein unentbehrlich Ding, sogar der Tod geht hier auf dem Kothurn und die Charlatanerie begleitet den Sterblichen treu bis an die Schwelle des Schattenreichs.

Ein Leichenzug ist nach deutschen Alltagsbegriffen eine stille, ernste, fromme Feierlichkeit, in welcher die Verwandten, Freunde und Mitbürger einen Todten zur Ruhestätte begleiten. Man sucht bei uns dafür kein anderes Motiv, als Liebe oder Achtung. Ein Leichenzug in Paris hingegen ist vor Allem und wesentlich ein Schauspiel, um welches sich die Neugierde sam[m]elt, und durch welches die Ueberlebenden zu glänzen streben. Der Charakter der Trauer verschwindet. Pomp und Schein auf der einen, Vergnügen auf der andern Seite sind Alles.

Am grellsten offenbart sich das bei den großen Leichenbegängnissen, die in einer Stadt wie Paris, wo alle Tage irgend ein durch seinen Reichthum, Rang oder Ruf bedeutender Mensch in's kleine Kämmerchen einzieht,

{Blatt „16“, Rückseite:}

so häufig vorkommen. Es ist ein Spectakelstück und es setzt die Bevölkerung ebenso leicht in Bewegung, wie eine Feuersbrunst oder eine Hinrichtung oder eine Illumination oder die feierliche Auffahrt des Königs. Die mit jeder Volksbewegung in Paris in Verbindung stehenden Vorsichtsmaasregeln der bewaffneten Macht und Polizei sind von einem solchen Leichenzuge unzertrennlich.

Soldaten werden auf den boulevards aufgestellt, Posten der Munipalgarde und der Polizei sammeln sich an den Straßenecken und den Plätzen, an welchen der Trauerzug vorübergehen soll.

Die Durchgänge werden geschlossen und wer passiren will, wird zurückgewiesen; ja man kann 100 Schritte von seinem Hause sein, man passirt nicht. Das Volk sammelt sich, es drängt sich aus den umliegenden Straßen herbei und die boulevards werden dicht mit Menschen gefüllt. Alt und Jung, Alles kom[m]t, fragt, bleibt stehen, um zu sehen und zu hören. Man lärmt und schreit. Ueberall ist Tumult und Streit um die besten Plätze.

*Was giebts, ruft jeder Neuankom[m]ende?
„Ein General wird begraben.“ Der Tag kann nichts Unterhaltenderes bringen, als solch ein Begräbniß.*

Die Stunde naht, wo der Zug vorübergehen soll. Die Fenster in den Straßen füllen sich; bis zum 5. u. 6. Stock reihen sich Kopf an Kopf, Hut an Hut. Selbst an den Schornsteinen wird's lebendig. Nirgends in der unabsehbaren Menge ist ein Zeichen der Trauer. Ueberall Schäkern; man unterhält sich: voila tout.

Polizeisoldaten ordnen die Menge zum Spalier. Ein Leichenwagen naht; eine Myrthenkrone liegt auf dem weißbekleideten Sarge, Blumenkränze sind an den Seiten befestigt. Eine Reihe

{Blatt „17“, Vorderseite:}

weißgekleideter Mädchen mit langen Schleiern folgt dem einfachen Zuge. Man bringt die Hoffnung einer Mutter, ein junges Mädchen zur Gruft.

C'est le heros en jupon! spottet aus der Menge Einer und schallendes Gelächter rollt durch die dichtbedrängten Massen.

*Eine Pause folgt. Ungeduld und getäuschte Erwartung bewegen von neuem die Massen. Da werden wieder Polizeisol-
daten lebendig – er kömmt, er kömmt! ertönts und wie von einem Zauberstab berührt, harrt die Menge, von der schon viele sich entfernt haben. Dießmal ist's der rechte Leichenzug. Eine Kürassiercolonne eröffnet ihn,
ihr folgen Linientruppen mit gesenkten, florumhüllten Gewehren, dann einige Offiziere mit schwarzen Degen, hierauf der 6 spän[n]ige schwarzbehängte, hochgerüstete Triumphwagen des dahingeschienenen alten General Lobau, auf dem sich Luxus und Pomp*

{Blatt „17“, Rückseite:}

heute in Trauerinsignien zur Schau stellen. Auf der Vorderseite des Wagens ist eine Trophäe aufgerichtet. 4 Helme von Silber senden von den 4 Ecken des Sarges wallende Reiherfedern herab. Auf dem Deckel liegen die Zeichen des Ranges des Verstorbenen. Diener trugen auf Sammetkissen die Decorationen, welche der Verstorbene hatte; sein Leibbroß figurirt hinter dem Sarge. Generäle im großen Kostüm halten die Zipfel des Sargtuches. Offiziere und Beamte folgen dem Wagen und eine Abtheilung Linien Soldaten beschließen den Zug.

Der Pariser hält aus, bis der letzte der Cavalcade an ihn vorüberschreitet. Dann trennen sich die Massen im Nu und mit dem banalen: c'est fini! ruft der Pariser wieder und das Uebrige bleibt den Steinmetzen und Bildhauern überlassen, welche die Thaten des Verstorbenen einem Monumente einmeiseln.

Die Masse von Denkmälern von berühmten und großen Män[n]ern in diesem Friedhof ist enorm.

Der père la chaise ist ein Register der ganzen neueren {Geschichte:²}

² Dieses im Originaltext fehlende Wort nebst Doppelpunkt findet sich in: Meyer's Universum ... Neunter Band, Hildburghausen/Amsterdam/Philadelphia 1842, S. 109. Dortige Textpassagen stimmen mit solchen im Originaltext völlig überein. Dasselbe Phänomen konnte rein zufällig auch noch an weiteren Stellen im Manuskript hinsichtlich anderer Druckwerke festgestellt werden. Offensichtlich hat Hübner nicht selten bestimmte Passagen veröffentlichter Texte ohne Quellenangabe übernommen. Diese Quellennutzung förderte vermutlich das Auftreten von eher gewöhnlichen Formulierungen neben bildhaft, gehoben oder ‚geschraubt‘ wirkenden Formulierungen.

{Blatt „18“, Vorderseite:}

ihre Stromkarte in allen ihren Wendungen und Stürzen liegt ausgebreitet vor dem betrachtenden Auge.

Wandelt man unter diesen Gräbern, so möchte man mit dem Grubenlicht hinabsteigen in die engen Wohnungen und die großen Gestalten heraufbeschwören an das Licht des Tages; ich meine jene Gestalten, die stolz ihre Häupter in den Geisterhimmel erhoben und die in Staat und Wissenschaft die Vernunft zuerst in ihre Würde eingesetzt, jene starken Seelen, welche schaffend und gestaltend nach einem Typus von Gott selbst berufen schienen, Völker zu lenken und den Entwicklungsgang der Menschheit zu beschleunigen.

Die leuchtenden Namen der französischen Nation findet man im père la Chaise wieder. Während das Auge sie auf den Monumenten entziffert, steigen sie vor der Seele wie riesige Schatten auf und was sie gethan und gestrebt, das zieht lebendig durch die Erinnerung.

Freilich decken nicht alle ausgezeichnete Menschen Mausoleen und gar viele sind nur Mumiendecken der Eitelkeit, des Irrthums oder des Verbrechens. Sinnlich und schicklich haben sich in diesem nicht eben weiten Todtenparke die Gestirne je nach ihrer Art zusammengeordnet. Die großen Männer der Wissenschaft der Kunst und des Staats; die Helden der Schlachten, der Republik und des Kaiserreichs; die Gesetzgeber

{Blatt „18“, Rückseite:}

und jene, welche der Freiheit Acker rodeten und die Hoheit des Bürgers aus dem Keime geweckt, sind hier geselliger zu einander getreten, als im Leben.

*Der Kirchhof *père la Chaise* ist am Ostende von Paris, nicht weit von der *Barrière d’Aulnay* und eine passendere Lage hätte man nicht wählen können. Sie nimmt einen etwa 100 Morgen hohen Hügel ein, der trocken und nach allen Seiten frei ist. Auf seinem Gipfel stand ehemals ein Kloster. Die Unregelmäßigkeit des Terrains begünstigte eine malerische Anpflanzung; Haine von Cypressen und Trauerweiden wechseln mit Boskets von blühenden Sträuchern und immergrünen Gewächsen auf sammtnen Rasenteppich ab. Die höchsten Punkte mit reizenden Aussichten über Paris, Vincennes, Meudon und Montreuil und 100 andere Orte an den Ufern der Seine und der Marne sind vorzugsweise den Mausoleen des Ruhmes und des Reichthums vorbehalten. Von allen diesen Punkten ragen Obeliskten, Pyramiden, Tempel und Grabmäler aller Formen. Diese Höhen sind dem Mittelstande durchaus unzugänglich; denn der Grund und Boden daselbst ist der theuerste auf der ganzen Erde und der Raum eines gewöhnlichen Grabes kostet über 1000 Franken.*

Die Eingangspforten des Todes – gewaltige Eiserne Gitterthore, zu deren Seiten die Leichenhallen mit den Wohnungen der Wächter und der übrigen höheren Beamten sich befinden – sind von Mitternacht bis zum Abend offen und wer an dieser Pforte weilt, sieht, daß der Tod niemals rastet. Während epidemische Krankheiten herrschen, folgen sich öfters Tage lang die Trauerzüge auf dem Fusse und als die Cholera vor einigen Jahren die Pariser decimirte, zogen die Todten in 2 bis 3 fachen Reihen durch die weiten Thore in ihr Reich. Dem

{Blatt „19“, Vorderseite:}

Eingang gerade gegenüber steht die schöne Kirche, an welcher zunächst das Grabmal des Abelard und seiner Heloise fesselt. Es ist von einer kleinen gothischen Kapelle eingeschlossen und wurde bei der Errichtung des Kirchhofs aus der alten Abtei St Marcel hierher versetzt.

Leider beging man bei diesem Anlaß die Roheit, die Gebeine beider Liebenden, die bisher 1 Sarg eingeschlossen hatte, zu sondern und in 2 verschiedene Säрге nebeneinander zu betten.

Zunächst diesem prächtigen Denkmal der romantischen Vorzeit erheben sich die Steine und Denkmäler der verschiedenen Grössen der Wissenschaft. Etwas entfernter schläft ein Opfer der Kabale, der Held Ney, welchen <in> 100 Schlachten der Tod schonte und die Kugeln gemeiner Rachsucht fällten. Noch weiter hin ragt das Monument von Beaumarchais, des witzigen Verfassers des Figaro. Weiterhin zur Linken krönt eine Mausoleengruppe einen Hügel, er ist den Fürsten der Schlachten geweiht, welche den corsischen Eroberer auf seinen Weltzügen begleiteten: Massena, Lefebre und Davoust. Näher ihnen schlummert der größte Mimiker der Neuzeit, Talma und auf dem erhabensten Punkte der Necropolis gruppieren sich die Grabmäler von Lafayette, Benjamin Constant und Börne und nahe ihnen folgen 2 Denksteine mit unsterblichen Namen: Molière und Lafontaine.

Im nördlichen Theil des Friedhofs hat der Tod die werthloseste Aerndte aufgespeichert. Er ist angefüllt mit Denkmälern von Menschen ohne That, aber mit langen Namen und die Kunst der Wappenbildnerei war hier

{Blatt „19“, Rückseite:}

sehr fleißig. Er ist das aristocratische Viertel der Todtenstadt, das Stickmuster von farbigen Feldern mit Klauen- und Schnabelthieren aller Art in Bronze und Marmor. Nur 1 großer Mann hat hier sein Grab, der menschliche Sieger Junot. Nicht weit von ihm deckt ein Marmorsarcophag ein gebrochenes Herz, die Gattin des Fürsten Demidoff und der colossale Reichthum ~~ih~~ desselben drückt auf das zarte Wesen mit überschwenglicher Marmorlast. Sie starb in der Blüthe des Lebens.

Doch wie oft liegen Traualtar und Grabhügel nebeneinander; wie oft hat hier Hymnus Fackel als Trauerkerze geleuchtet, wie oft gingen hinter diesen Todtenhügeln den verwaisten Aeltern ihre ermatteten Ideale zum zweiten Male in den davon ziehenden Söhnen und Töchtern unter? Wie viele Hoffnungsfrühlinge sind hier verschwunden und wie viele Thränen tränkten diese kleine Span[n]e Erde! Doch schweig du, oh Thräne, die in Wehmuth Trost weint, Mach' das Herz nicht weich, fließe nicht mehr!

Ist am Ziel denn nicht Vollendung?

Folgt der Grabesnacht nicht junger Morgen?

Monat August 1838.

Ich hatte bei Meister Dorn einen jungen Schlosser, Namens Conrad aus Oschatz kennen lernen, welcher die <einzige> Tochter eines wohlhabenden Mühlenbesizers heirathen wollte und zu dessen Hochzeit alle Landsleute aus Sachsen eingeladen wurden. Die Schwiegerältern jenes jungen Mannes wohnten in dem Dorfe Arcueil südwestlich von Paris und ohngefähr 2 Stunden davon entfernt.

{Blatt „20“, Vorderseite:}

Für mich war eine derartige Feier insofern intressant, als der eine Theil der katholischen und der andere Theil der protestantischen Kirche angehörte. Die kirchliche Trauung fand daher zuerst in der protestantischen Kirche statt und dann fuhr die Hochzeitsgesellschaft in mehreren großen Omnibus hinaus nach Arcueil, wo der Maire die Civiltrauung vollzog.

In früheren Zeiten wurde eine solche Ehe für unerlaubt ja für sündlich gehalten, aber die Schwiegerältern waren aufgeklärte Leute und gaben ihre Tochter gern einem jungen Manne, den sie in Betreff seiner Thätigkeit und Rechtlichkeit kennen zu lernen Gelegen-

{Blatt „20“, Rückseite:}

heit gehabt hatten und von dem sie überzeugt waren, daß er es redlich mit ihrer Tochter meine.

Wer seinen Geist in das Gebiet der christlichen Freiheit herübergerettet, ausgehend von der Ueberzeugung, daß auch der Katholicismus, der ja Christenthum sein soll, für den letzten Grund doch in der That nur die ächte Lehre von Jesus, als eine göttliche, der menschlichen Willkühr nicht unterworfen ~~werden~~ <erkennen> kann, der vermag nicht Alles als für jeden Katholiken ewig unnütz und fruchtlos zu denken.

Das Streben dieser Biederleute war fortwährend unablässig dahin gerichtet, sich von dem Gewinn <solcher> fortschrittlicher Ansichten, wenigstens soviel anzueignen, als nur immer entgegenstehenden menschlichen Geboten und Einrichtungen zu opfern nicht absolute Nothwendigkeit vorliege.

Bei solchem Streben kann das wahrhaft Gültigbleibende von dem Unterschiede zwischen beiden christlichen Hauptbekenntnissen nur noch in den Formen gefunden werden, welche gleiche Ansicht in allen Hauptfragen des gemeinschaftlichen Christenthums nicht hindern.

Wer die Vorzüge seiner eigenen Kirchen zu würdigen versteht, ist nicht weniger gerecht gegen die von andern Kirchen gelungenen Verbesserungen und es kon[n]te jenen Biederleuten schon deswegen nicht einfallen, die mittelalterlichen Vorstellungen über Ketzerei auf ihren protestantischen Schwiegersohn anzuwenden.

{Blatt „21“, Vorderseite:}

Der Nachmittag und Abend wurde mit Quadrillettanzen auf dem Erdboden im Garten hingbracht und am andern Morgen kehrte ich auf einem reizenden Fußweg und über lachende Wiesenflächen in 2 Stunden nach Paris zurück, wobei ich Gelegenheit hatte, die Arbeiter in der Zeit der Aerndte zu sehen.

Monat August 1838.

In Paris war eine Ausstellung von landwirthschaftliche[n] ~~Ausstellung~~ Gegenständen und Maschinen eröffnet worden und waren mehrere Bekan[n]te, Herr Professor Rühlmann von der k. Gewerbeschule in Chemnitz und Herr Mühlenbesitzer Friedrich Schade aus Chemnitz herbeigekommen.

Wie jede Ausstellung so hatte auch diese ihre eigenthümliche Vorgeschichte. Der Gedanke in Paris eine größere Landwirtschaftsausstellung zu halten, war schon längere Zeit in den Kreisen der landwirthschaftlichen Vereine angeregt und besprochen worden. Die Lage der Stadt schien dazu wohl geeignet, denn gerade in der ganzen Umgebung ist der Landwirthschaftsbetrieb eines der wichtigsten Gewerbe und die projectirte Ausstellung versprach um so mehr ein bedeutendes Förderungsmittel landwirthschaftlicher Zwecke zu werden, als in der ganzen Gegend westlich und

{Blatt „21“, Rückseite:}

östlich der Seine Unternehmungen dieser Art noch neu waren. Der Fortschritt im Eisenbahnbau im Norden der Stadt hatte gerade in der letzten Zeit die für solche Ausstellungen nöthigen Verbindungen geschaffen, als deren wichtigstes Glied die vor 1 Jahr eröffnete Bahn nach St Germain bezeichnet werden muß.

Den äußern Anlaß zu dieser Ausstellung bot die in dieses Jahr fallende 25 jährige Jubelfeier des landwirthschaftlichen Vereins für das Gebiet um Paris, dessen Vorsitzender der duc d'Orleans war. Ursprünglich nur für die Zwecke der alljährlich abzuhaltenden Thierschau gegründet hatte dieser Verein in den letzten Jahren ein regeres Leben entwickelt. Fachmänner aus den verschiedensten Theilen des Landes hatten, der Einladung des Vorstandes bereitwillig folgend, über wichtige landwirthschaftliche Themata in den Hauptversam[m]lungen des Vereins belehrende Vorträge gehalten und Berichte erstattet über die Fortschritte auf den verschiedenen Gebieten des Ackerbaues und der Viehzucht. Auch unter den Mitgliedern des Vereins selbst hatte sich manches strebsame oft hervorgethan und bewährt.

Die Kammer für Landwirthschaft, die staatliche Behörde für die Pflege der Letzteren wurde namentlich vom Herzog d'Orleans neu organisirt und an die Spitze derselben trat als Präses ein praktischer Landwirth. In den ersten Vorberathungen neigte man sich anfänglich der Beschränkung der Ausstellung auf Nordfrankreich, später auf Südfrankreich zu. Allein bei den ~~späteren~~ <weiteren> Besprechungen, welche mit Männern aus andern Berufskreisen stattfanden, gelangte man zu der Ueberzeugung, daß es wünschenswerth sei, jede Beschränkung in der Beschickung der Ausstellung

{Blatt „22“, Vorderseite:}

fallen zu lassen. Im April 1837 bildete sich das Ausstellungscomit  mit dem duc d'Orleans an der Spitze und ein Aufruf ward erlassen, welcher Zeit, Ort und Grundzüge der Organisation feststellte. Hervorragende Männer traten an die Spitze der Sectionen und seit jener Zeit ist nun rastlos gearbeitet worden, um eine Ausstellung in's Leben zu rufen, welche sowohl durch Reichthum und Vielseitigkeit der ausgestellten Gegenstände das Intrresse des großen Publicums fesseln, wie dem Fachmann selbst Belehrung und Nutzen schaffen, somit der Landwirthschaft wehrhaft zur Förderung gereichen soll. Der Platz der Ausstellung waren die untern Räume im Parterre der Tuilleries ule, welche an der Seite der Seine liegen.

Wir beginnen unsern flüchtigen Rundgang in der Productenausstellung und zwar im linken Fl gel. Flaggen und grüne Festons schmücken diese Hallen. Die wichtigsten Handelsartikel an Tabak, Rinden, Fr uchten u. Mineralien finden wir in allen Arten und Varietäten in K sten zur Schau ausgestellt. Etwas weiter nach der Mitte zu sind schöne Proben des Seidenbaues und der Seidenindustrie, die Alles bei unserer weiteren Wanderung zu großer Bewunderung fesseln mußte. Die Seidengazefabrik von Adorne in Lyon, in Frankreich die erste dieser Art, hat ihre für die ebenfalls bedeutende Mehlfabrikation wichtigen Fabrikate in einem besondern Schranke ausgestellt.

Die nächste Halle, welcher wir unsere Aufmerksamkeit gleichfalls im Fluge zuwenden, ist die Abtheilung von Maschinen und Geräthen. Fachmänner fanden sie

{Blatt „22“, Rückseite:}

nicht bloß an Zahl von Gegenständen, sondern vor Allem auch qualitativ reich und vielseitig. Die Zahl der Ackergeräthe, Mühlräder und Mühlsteinen war Legion. Die Abtheilung Geflügel dürfte ein Lieblingsbesuchsort namentlich auch der Damen sein. Hühner, Fasanen, Wildhühner aller Art waren in einem besondern Platz ausgestellt, und so bot die Ausstellung Allen, namentlich den auswärtigen Gästen und den vielen Landleuten aus der Umgebung einen großen belehrenden Gewinn, der ihnen für das ganze Leben werth und theuer bleiben wird.

August 1838.

Paris und namentlich die Umgegend von der Stadt auf der linken Seite der Seine ist berühmt wegen der Steinbrüche, aus denen die in aller Welt bekannten Mühl~~räder~~<steine> gefertigt werden. Die Qualität ist von der Art, daß die Körner nicht zermalmt, sondern bloß gequetscht werden.

Aus diesem Grunde war auch der Mühlenbesitzer Schade nach Paris gekom[m]en, um diese Steine selbst zu sehen. In der Mühle von St Maur an der Marne gingen 6 Mühlsteine neben einander und dieß war noch 2 mal, so daß 18 Mühlsteine einen ganz kleinen Raum einnahmen.

{Blatt „23“, Vorderseite:}

Diese verschiedenen Steinbrüche sind mittelst Gänge untereinander verbunden und sind dadurch die Katacomben entstanden. Der Eingang derselben ist in einer kleinen Wohnung in der Vorstadt des quartier latin. Sie sind gegenwärtig der Aufbewahrungsort der Sceletten von gegen 40000 Todten. Ihre ursprüngliche Bestimmung ist unbekannt, zu was sie hingegen später gedient haben und was sie heut zu Tage sind, nicht minder.

Unschätzbare Andenken und unerschöpfte Vorrathskammern der christlichen Glaubenshelden. Durch einen besonderen Erlaubnißschein, den uns Freund Dorn verschafft hatte, konnten wir diese unterirdischen Leichenkam[m]ern besehen. Ueber gut erhaltene Stufen tritt man in einen engen Stollen, der in dem festen Granit, aus dem der ganze Boden dort besteht, gegraben ist. Wir waren zu dreien. Jeder hatte ein Wachskerzchen in der Hand. Zu beiden Seiten der Stollen, die meistens so schmal sind, daß 2 Personen sehr schwer nebeneinander gehen können, sind kleine Reihen von Nischen in die Wände gehauen. In dieselben wurden die Leichname in stehender Stellung ohne weitere Einsargung gestellt und die Oeffnung der Nische entweder vermauert oder mit einer Steinplatte zugeschlossen oder auch manchmal ganz offen gelassen. Diese Stollen verzweigen sich vielfältig, bald gehen sie aufwärts bald abwärts; oder es sind einige Stufen zu machen und man verläßt ein Stockwerk, um in ein tieferes zu steigen.

Bald hatten wir jede Ahnung der Richtung unseres Weges verloren, nur das Gewirre der engen Gängen zwischen den unzähligen Sceletten vor uns.

{Blatt „23“, Rückseite:}

Wenn dem Führer ein plötzlicher Tod trüfe, schien auch uns die Gefahr des Todes aber eines qualvollen sehr nahe zu sein. Nur ganz erfahrene Leute können es wagen ohne Gefahr sich in die Labyrinth dieser ungeheuren unterirdischen Gräberstätten zu vertiefen.

Deswegen braucht man auch den Eingang nicht so sorgsam zu verschließen, denn wer nicht hineingehört, wagt sich auch nicht hinein.

Nicht selten erweitert sich der Stollen zu einer kleinen Kapelle, die kaum 1 Stockwerk hoch ist.

Die Gruftkirchen unter dem Hochaltar vieler unsrer Kirchen in Prag, Görlitz u. s. w. sind jedenfalls nach dem Vorbilde der Kapellen in den Katacomben erbaut.

Die Decken und Wände dieser Kapellen sind ohne alle Verzierung und ohne allen künstlerischen Schmuck. Bei der Betrachtung aller dieser fremdartigen Gegenstände, bei dem Auf- und Absteigen in den unzähligen Gängen waren unvermerkt einzelne Stunden verflossen. Als wir endlich wieder das Freie betraten, war es Abend geworden. Wir eilten nach Hause, gehoben von dem Anblick der unschönen Ueberreste des unterirdischen Paris.

d. 15. August 1838.

War großer Festtag für ganz Paris. Am Tage großes Fischerstechen auf der Seine und große Parade der sämtlichen in und um Paris liegenden Truppen, sowie der Nationalgarden. Abends prachtvolles Feuerwerk „den Vesuv“ vorstellend und zuletzt 1000 Raketen auf einmal in die Luft steigend, das in Verbindung mit

{Blatt „24“, Vorderseite:}

dem unaufhörlichen Kanonendonner vom Marsfelde her einen großartigen Eindruck hervorbrachte.

Ende August 1838.

An einem herrlichen Nachmittag fuhr ich mit Meister Dorn, der Freund Schade ein paar neue Hosen gefertigt und selbst eigen überbracht hatte, auf dem Dampfschiff hinab bis nach Meudon.

Die Hosen konnten nicht mit Elephanten-zwirn genäht sein, wie Dorn versicherte, denn 2 Knöpfe rissen während der Fahrt ab.

Am linken Ufer der Seine 2 Stunden von Paris auf einem herrlichen Weinbergshügel liegt Meudon, jetzt eine arme verlassene Waise. Erst wenn die Eisenbahn nach Paris und Versailles fertig werden wird, <dürfte> ihr Verfall eine Grenze finden. Die Terrasse liegt hoch über der Seine und gewährt einen wundervollen Anblick. Man übersieht die mit uralten Hainbuchen am Flusse ~~und den Wegen~~ bepflanzten Wege, in welchen hie und da ein Landhaus oder eine Kirche sich bemerklich macht. Das Schloß selbst rechtfertigt die Vorstellungen nicht, die man gewöhnlich mitbringt. Man denkt sich einen ungeheuren Palast und findet ein steinernes 3 stöckiges Haus, das weder durch Bauart, noch durch Grösse imponiren kann. Das Schloßgebäude ist von einem nicht allzu großen Park umgeben, und die strenge Regelmäßigkeit des Styls in der Anordnung bringen die Anlage mit dem Palast in vorzüglichsten Einklang.

Die feierliche Grabesstille, welche an gewöhnlichen Tagen auf der Terrasse und in

{Blatt „24“, Rückseite:}

dem dann menschenleeren Park herrscht, erhöht nicht wenig die Grösse des Eindrucks. Reich und geschmackvoll vertheilte Gruppen prächtiger Marmorstatuen, welche sich in blendender Weise aus dem dunkeln Waldedickicht hervorheben, geben dem Ganzen ein nobles Ansehen. Wer dann an einem Sonntag hierher kom[m]t, dem wird das Schloß und seine Umgebung in ganz veränderter Gestalt erscheinen. Das sind wahre Volksfeste und ein Volk versammelt sich dann wirklich in diesem sonst so menschenleeren Garten. An einem solchen Tage führen die Dampfschiffe über 10000 Personen her und die ganze 2 Stunden lange Strasse von Paris ist mit Fuhrwerken aller Art bedeckt; nicht zehnhundert, sondern 10000. Dazu kommen die Fußgänger und so beleben sich Park und Terrasse plötzlich mit einem Menschenstrom, der alles mit sich fortzieht, was sich ihm naht.

In der Nähe des Schloßes haben sich eine Masse Bewohner von Paris wegen der herrlichen gesunden Luft, die da oben herrscht, angebaut und dem ganzen Wege von Severs bis Meudon wohnen einfache gutmüthige Weingrundstücksbesitzer, bei denen wir für wenige Sous einen Haufen köstlicher Weintrauben erhielten.

Monat September 1838.

Der kleine Ort Montmorency liegt 3 Stunden von Paris, in der Nähe befindet sich der lac oder vielmehr der Deich d'Enghien.

Die Heldensage des Mittelalters weht um diese Namen und unwillkührlich denkt man an Turnier und Königshof,

{Blatt „25“, Vorderseite:}

*an Ritter auf reichgeschmückten Rossen und an schöne Frauen
in Sammt und Seide. Das ist jetzt anders. Das Schloß
von Montmorency ist von dem Boden verschwunden mit
sammt dem Geschlecht, dem es den Namen gab und wo nie
ein Bürgerlicher hingekom[m]en, da wandelt jetzt das muntere
Volk der Arbeiter, mit den ersparten Franken der Woche
in der Tasche und schaut spottend auf die alten Wappen der
Herzöge.*

*Die finstern Geister des Faustrechts sind
vorüber und eingezogen sind die Genien
des Scherzes. Tanz und Spiel flattern um
das liebliche Oertchen mit seinen prächtigen
Anlagen, seitdem es zu einem Ziele der
Sontagsausflüge der Pariser geworden
ist. Diese suchen hier nichts als das Ver-
gnügen und an einem hellen Som[m]ertage
ist das ganze Thal aufgeputzt wie zu
einem Feste.*

*Ueberall ist Glanz und Freude. Musik an hundert Orten,
Tanz unter Zelten und im Freien. Weder Rang noch Ver-
mögen noch Stand und Bildung scheiden die fröhlichen
Menschen.*

*Gleichheit ist das Gesetz für Alle und
Alle folgen nur einer Herrin, der Freude.
Sie thuen wohl daran! Hat doch das
karge einförmige Leben der großen
Mehrzahl des Volkes doch kaum eine
andere Freude, als diese Son[n]tagsträume,
welche eine Erde voller Arbeit auf*

{Blatt „25“, Rückseite:}

ein Paar Stunden zum Eden gemacht! An den seeligen Minuten, die <sie> spenden, muß die Erinnerung manchmal ein Leben lang nagen und die paar Tropfen müssen ein ganzes Wermuthsdasein ver-süßen.

Aber nicht die Sylphiden des Vergnügens allein machen Montmorency intressant und fashionable – eine tiefere Theilnahme ist ihm gegeben durch einen Namen, in welchem der Geist der Liebe durch die ganze Menschheit weht. Was ist der verblichene Glanz des Herzoggeschlechts gegen den Sternenglanz, der in der Tiefe des Himmels den Namen „Rousseau“ trägt?

Rousseau wußte von keinem Gut der Welt und war doch ein Krösus an unvergänglichen Schätzen. Kein Prachtdenkmal drückt seine Asche, wie die jener Herzöge, aber wo endigt sein Wirken, wo hört sein Leben auf? Wieviel Erzieher, Gesetzgeber und Staatsleute sind in diesem einzigen Manne geboren und wie viele werden noch geboren werden? Vor 70 Jahren war das Thal noch unberührt von der Pariser Welt. Das Reh rauschte noch in dem Laub des Waldes und auf der ganzen Besizung war wenige Wohnungen. Rousseau kam auf seinen Wanderungen zufällig dahin und gewann das friedliche Stückchen Erde so lieb, daß er sich ein Häuschen miethete, das als Eremitage Rousseau's bekannt und mit Sorgfalt erhalten wird. Dort sind noch die herrlichen Kastanienbäume unter dessen Schatten er weilte, dort ist noch sein trautes Stübchen und der kleine Tisch, an dem er die Heloise gedichtet. Das steht noch das Bett, in dem er ausgeruht von seinem Wachen. O, heiliges Thal von Montmorency, kein Pfad, an dem er nicht gegangen, der helle See, der dunkle Wald Alles hat er begrüßt.

{Blatt „26“, Vorderseite:}

Sept. 1838

Herr Professor Rühlmann kam mit seiner Frau, welche ebenfalls aus Chemnitz war, nach Paris, um ein Werk über die Mühlsteine herauszugeben, ebenso traf später der alte Dörstling mit seinem Sohn Theodor hier ein und wir waren zu einer Zeit 13 Chemnitzer auf einmal beisam[m]en. Das Wetter wollte sich nicht ändern und von allen Seiten und in allen Zeitungen waren höchst ungünstige Nachrichten über den Mißwachs ausgestreut, sodaß man froh war, wenn man zu Hause bleiben kon[n]te.

Decbr. 1838

Erst im Monat Dezember fing ein beständigeres Wetter an und als ich meiner Wirthin, mit der ich die Wohnung in der rue du Bac verlassen hatte, hiervon in Kenntniß setzte, daß ich gegen Weihnachten meine Reise nach Italien antreten werde, war sie anfangs untröstlich und wollte es nicht glauben. Ich ließ mich aber von derselben und ihrer angeblichen tiefen Betrübniß über mein Fortgehen nicht abhalten und nachdem ich meine Geldangelegenheiten geordnet hatte, schnürte ich mein Ränzchen, packte meine Koffer und verließ eines schönen Morgens das liebe Paris, wo ich so viele vergnügte Stunden bei der Familie Dorn und im engen Kreise bei meiner Wirthin Mad. Robert verlebt hatte, mit der Messagerie Francaise über die Ardennen nach Chalons sur Saone nach Lyon, wo ich nach 3 Tagen endlich glücklich und mit erfrorenen Gliedern ankam und dort den alten Freund Schimpf aus Penig wieder antraf.

In einem von Anhöhen gegen Norden eingeschlossnen fruchtbaren {Thale,³}

³ Dieses im Originaltext fehlende Wort nebst Komma findet sich in: Meyer's Universum ... Sechster Band, Hildburghausen/Amsterdam/Philadelphia 1839, S. 89.

zum Theil auf jenen Anhöhen selbst inmitten eines breiten dichten Kranzes von Gärten und anmuthigen Landhäusern unfern der Vereinigung zweier großen schiffbaren Flüsse,

{Blatt „26“, Rückseite, rechte Spalte:}

der Saone und Rhone liegt Lyon die zweite Stadt Frankreichs.#

Von den höhern Stadttheilen schweift der Blick weit über das breite Thal und bis zum Jura hin; bei klarem Himmel sieht man die weiße Kette der Alpen, scheinbar mehr dem Himmel angehörend, als der Erde, am fernen Horizont glänzen.

Lyon ist das alte Lugdunum der Römer und eine Menge ~~Alterthümer~~ <Monumente> erinnern an das classische Alterthum. Fast alle Gebäude sind massiv und manchmal 6 – 7 Stockwerk hoch und stehen in engen, immer schmutzigen Straßen dicht bei einander. Desto schöner sind die neueren Stadttheile mit breiten schnurgeraden Straßen und regelmäßigen Plätzen. 8 Brücken führen über die Saone, welche Lyon durchströmt und in 2 ungleiche Hälften scheidet. Eine Gemädegalerie, ein Museum für Alterthümer und ein großer botanischer Garten gehören zu den Jedermann zugänglichen Mitteln sich zu unterrichten und eine Menge höhere Lehranstalten befördern die allgemeine Bildung. Die Stadt war vermöge

{Blatt „26“, Rückseite, linke Spalte:}

*# Eine weite fruchtbare Ebene
dehnt sich hinter ihr aus, von
hohen Alleen italienischer Pappeln
durchschnitten, mit Feldern
und Wiesen bedeckt. Mit Vergnügen
weilt das Auge auf der langen
Reihe prächtiger Häuser, die
den Rhonequai bekränzen.*

*Ich fand Lyon schöner, als
ich erwartet hatte. Die hohen
Gebäude, die langen belebten
Straßen, die regelmäßigen
Plätze, die breiten Quai's an
der Rhone und Saone entlang,
diese beiden stattlichen
Flüsse selbst, welche die
Stadt theils durchfließen
theils umströmen und die
Menge der Brücken, welche
die verschiedenen Viertel
verbinden, geben ein
imponirendes Bild von
Reichthum u. Grösse.
Sehr schön ist der Platz
des Terraux, wo das
Rathhaus steht, das sich
durch geschmackvolle
Bauart und eine schöne
Facade auszeichnet.*

{Blatt „27“, Vorderseite:}

ihrer Lage, am Vereinigungspunkte zweier großer Wasserstraßen, zu allen Zeiten ein wichtiger Handelsort. Doch die Hauptstütze seiner Größe und seines Reichthums hat es immer in seiner Seidenmanufactur gefunden, deren größerer oder minderer Flor auch den der Stadt bedingt.

Ihre beste Zeit fällt in das Ende der Regierungsperiode Ludwig XIV., dessen Prachtliebe in der ganzen übrigen Welt übertriebenen Luxus verbreitete, wodurch der Verbrauch der Seidenstoffe in's Unglaubliche sich steigerte.

Damals waren gegen 30000 Seidenwebstühle im Gange, aber auf dieser Höhe erhielt es sich nicht. Die Mauthlinien, mit welchen in neuerer Zeit nach dem Sturze Napoleon's die Nachbarstaaten Frankreich umgürteten, beschränkten den Markt für seine Erzeugnisse gar sehr. An den überseeischen Plätzen aber fanden sie an englischen und deutschen Seidenfabrikaten bedeutende Concurrenten und der dortige Absatz konnte den Ausfall im Europaeischen nicht ersetzen. Das Bestreben der Fabrikanten, trotz der hohen Einfuhrzölle, sich auf dem europaeischen Continent den Markt zu erhalten, brachte es mit sich, sie darauf denken zu lassen, die Fabrikationskosten zu mindern und dieß mußte wiederum zu einer fortschreitenden Herabsetzung des Lohnes der Arbeiter führen.

Aus einem solchen Verhältniß werden sich überall, wo die Industrie große Menschenmassen beschäftigt, die größten Gefahren eröffnen und es wird die Grundur-

{Blatt „27“, Rückseite, rechte Spalte:}

sachen jener Arbeiteraufstände, die in den letzten Jahren so häufig geworden sind; daher sind die Fabrikherrn gleichsam in die Rolle der Barone des Mittelalters getreten. Sie brauchen nur ihre Werkstätten zu schließen und eine Armee von Armen ist brodlos und Jedem zu folgen bereit, welcher sie führen will.

Je colossaler sich die Industrie ausbildet, je schneller und gewaltiger sie alle Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Handwerkers zerstört, je mehr muß sich ~~h...~~ das Helotenthum steigern, desto häufiger wird es eine Stockung außer Brod setzen und desto nöthiger wird der festgegliederte Widerstand derer, welche etwas besitzen, wider die werden, welche nichts haben und nach Allem gelüsten!

Bedenkt man, daß die Mehrzahl dieser Arbeiter gedient hat und fertig mit den Waffen umgehen kann, und daß nirgends in der Welt so sehr als in den großen Industriestädten durch den Unflath einer sittenlosen Unterhaltungslitteratur das Gift der Demoralisation, des Atheismus und der Mißachtung von Tugend und Recht die untersten Klassen angesteckt und durchdrungen hat, so wird man die Grösse der Gefahren, welche <auch> uns bevorstehen, recht leicht ermessen.[#]

Von Lyon fuhr ich auf der Gebirgseisenbahn nach St Etienne, um dort die Familie Reichhold, welche von Chemnitz dorthin sich gewendet hatte, aufzusuchen. Es war mir aber nicht möglich, dieselbe ausfindig zu machen und ich mußte deshalb unverrichteter Sache wieder zurück. Diese Bahn war für mich insofern intressant, als von St

{Blatt „27“, Rückseite, linke Spalte:}

Ich war im hotel „...⁴ Celestins“ eingekehrt, der mir empfohlen worden war, der Recommendation aber sehr übel entsprach. Es ist überhaupt ein wahrhaft elendes Wesen mit dem größten Theil der Wirthshäuser in Frankreich. Gewöhnlich sind sie nichts anderes, als „hotels garnis“, wo man für hohe Preise sehr mittelmässige Stuben und Betten erhält, für Alles Uebrige aber selbst sorgen muß.

Will man frühstücken, so muß man in ein café gehn, wünscht man zu essen, so muß man einen traiteur aufsuchen. Hat man das oder jenes nöthig, so muß man selbst darnach gehen.

Im Hotel rührt sich keine Seele, sobald die Betten gemacht sind.

⁴ Obwohl das „Hôtel des Célestins“ in Lyon gemeint sein könnte, ist kein ‚des‘ zu erkennen. Dem Anschein nach dürfte ein ‚aux‘ vorliegen, das aber nicht verifizierbar war.

{Blatt „28“, Vorderseite:}

Etienne nach Lyon eine Locomotive gar nicht nöthig war; denn die Bahn geht fortwährend in einer schiefenen Ebene, sodaß man nur bei jeder Station den Zug einen tüchtigen Ruck zu geben brauchte, um denselben in Bewegung zu setzen.

Mit Freund Schimpf verlebte ich einige frohe Tage, doch sind die Kaffeehäuser und Restaurationen lange nicht so glänzend und fein, wie in Paris; doch war mir eines derselben sehr intressant; nämlich das Kaffeehaus, der Schachspieler, wo nur regelmässig diese zusammenkom[m]en und das fremde Publicum sich die Ruhe und Stille, welche jene erlangen von selbst aneignen muß.

Die Lage der Stadt erkennt man am besten von der Höhe von Fourvières, dessen Kirche mit ihrem vergoldeten Marienbild an der Spitze die ganze Gegend weit und breit beherrscht. Viele Wege führen hinauf. Wir gingen zwischen dem schönen palais de justice und der Kathedrale durch enge, steile Straßen an dem Krankenhause les Antiquailles vorüber, wo zur Römerzeit ein Palast stand, in welchem Claudius und Caligula geboren worden sein sollen. Immer hinan durch Gärten und Weinberge, an allerlei römischem Gemäuer vorüber, bis an die Strasse zur Kirche: Notre Dame de Fourvières. Von der Terrasse ist die Aussicht herrlich. Zu den Füßen liegt die Stadt mit ihren Umgebungen, die beiden großen

{Blatt „28“, Rückseite:}

Flüsse mit den Brücken, dann <übersieht man> die wohlangebaute Landschaft bis zu dem über 30 Stunden entfernten Montblanc.

Monat December 1838

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt fuhr ich mit der bekannten messagerie im Rhonethal hinab. Dasselbe ist bis Valence ein prangender Garten. Dieses Eden Frankreichs, seine üppige Natur reizte sehr frühzeitig zur Niederlassung und schon in den ältesten Zeiten schlugen gallische Hirtenstämme hier ihre bleibenden Wohnsitze auf. Später wurde das Rhonethal ein Zankapfel, um den sich viele Völkerschaften stritten und die Anziehungskraft der Fruchtbarkeit und der Schönheit veranlaßte häufig Einfall und Eroberung.

Die Römer setzten sich zur Zeit Cäsars in demselben fest und legten Colonieen und Städte an. Diese sind größtentheils in spätern Kriegsstürmen untergegangen und bei den Verheerungen, welche der Eroberung Galliens durch die Barbaren auf dem Fusse folgten, gehörte Valence zu den wenigen, welche sich erhalten haben.

Die Lage der Stadt ist reizend. In der Fronte hat es das Thal mit dem großen Strom vor sich, der hier schon größere Seegelschiffe trägt; im Rücken aber erheben sich die Berge, die verlornen Posten der Alpen, deren lange weiße Mauern mit ihren Hörnern und Zacken in weiter Ferne am Horizont sich fortziehen. Alle Höhen, die das weite Rhonethal einfassen, sind mit Reben und Obstpflanzungen bedeckt und die laute Fröhlichkeit munterer Menschen läßt erkennen, daß die Gottesgaben hier nicht ein Privilegium Weniger sind, sondern sich die Masse ihrer erfreut und kein Stand von ihrem Genusse ausgeschlossen ist. Gepriesen sind die Rebgelände des Rhonethales um Valence

{Blatt „29“, Vorderseite:}

und weiter abwärts und der Wein, der hier wächst, gehört zu den Besten in Frankreich.

Oberhalb St. Peray befindet sich auf der Höhe le chateau de Beauregard, was von Vauban als Festung erbaut worden sein soll, jetzt aber als Weinkeller für den alten Sprößling dieser Berge benutzt wird, der dem Champagner gleichkommt.

Die Straße führt immer in der Ebene neben der Rhone hin. Einige Schritte vor der Stadt Orange gefährt man <an> einen zum Theil wohlerhaltenen Triumphbogen mit 3 Durchgängen und 12 Säulen vorüber.

Die Bildwerke haben viel gelitten, ihr Styl weist indeß nicht auf die Zeit des Marius oder Augustus, sondern auf die letzte Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Christi Geburt.

Am andern südlichen Ende der Stadt ist das alte römische Theater.

Die sehr gut erhaltene Bühnenwand, von welcher aus sich oberhalb ein Zeltdach über die Bühne spannte, zeigt noch deutlich die üblichen 3 Thüren, aus welchen die Schauspieler herauszutreten pflegten.

Dagegen ist der im Halbkreis aussteigende⁵ Zuschauerraum weit schlechter erhalten und die Sitzstufen fehlen fast sämtlich.

Vortrefflich muß die Akustik dieses Gebäudes gewesen sein; denn Worte, welche laut und deutlich unten auf der Bühne gesprochen werden, vernimmt man auf der obersten.

⁵ Obwohl „aussteigende“ geschrieben steht, könnte „aufsteigende“ gemeint sein.

{Blatt „29“, Rückseite:}

Die Straße läuft fortwährend in der schon mit Oelbäumen bepflanzten Ebene hin und an der Rhone links ragt ein alter Thurm über den Ort Roquemaure hervor, der für den Punkt gehalten wird, wo Hannibal den Strom überschritt, um nach Italien zu ziehen. Von hier sah ich deutlich den Palast der Päpste und die Thürme von Avignon und gelangte gegen Abend dorthin. Sie liegt am linken Ufer der Rhone und ist mit einer ungeheuren Kettenbrücke mit Villeneuve am jenseitigen Ufer verbunden. Sie wird beherrscht durch den steilen hohen rocher des Dons, welcher die Kathedrale Notre Dame trägt, an welcher ein 4eckiger Thurm anstößt, der als Gefängniß der Inquisition gedient hat und in den Schreckentagen der Revolution von 1791 der Todesort von vielen unschuldigen Schlachtopfern gewesen ist. Nahe der Kathedrale erhebt sich die hohe Masse des Palastes der Päbste, der mit seinen Mauern und gewaltigen Thürmen von Clemens V. erbaut wurde.

Wer denkt nicht hierbei an die Greuel und Verbrechen der Inquisition, an die Missethaten der Revolution und an die innigen Poësieen eines Petrarca.

Die starren Riesenmauern des finstern päbstlichen Schlosses passen viel besser zu ihrer jetzigen Bestimmung, die es in eine ungeheure Kaserne verwandelt hat, als zur Residenz des höchsten Kirchenfürsten.

Wenn man diese düstern Räume verläßt, glaubt man einem finstern Kerker entronnen zu sein. Wenig Schritte davon in den herrlichen Anlagen auf dem Hochplateau des pont suspendu schweift der Blick über die wunderbare Landschaft,

{Blatt „30“, Vorderseite, rechte Spalte:}

die sich in unvergleichlicher Schönheit vor uns ausbreitet und die an die Nähe von Italien erinnert. Ringsherum strömen die dunkelgrünen Wogen der breiten Rhone und an den Hügeln der Ufer glüht der duftigste Feuerwein Frankreichs, bekannt unter den Namen „Forcias“.[#]

Wie eine schützende Mauer umgeben die Cevennen das herrliche Thal, während gegen Nordosten die schroffen Felswände der Vaucluse das farbenreiche Bild abschließen.

In Avignon wechselt das Alterthümlichste mit dem Modernsten. In der Nähe des finstern Baues mit den in Felsen gehauenen Kerkern, dem Palast der Päbste erheben sich auf dem rocher du Dome die reizendsten Gartenanlagen; neben den monumentalen Gebäuden und den großen aber nicht schönen Kafehäusern kriechen wir durch lange, enge Winkelgassen und betrachten die alten Kirchen mit der Erinnerung an die Greuel der französischen Schreckensherrschaft. Die Mauern der alten Pfaffenstadt drücken den Naturfreund. Hinaus in's Freie, in das Quellenthal der Vaucluse.

Wir sehen uns plötzlich vor einem Halbrund senkrecht aufsteigender Steinwände umschlossen zwischen zerklüfteten wild zerrissenen von zahllosen Höhlen und Grotten durchwühlten Felsbergen. Wie ein harmloser Teich quillt ein scheinbar ganz unschuldiges Wässerchen empor und bildet einen kleinen Wasserspiegel.

{Blatt „30“, Vorderseite, linke Spalte:}

Nicht weit davon geht der Rhonequai unter dem ersten Bogen der Brücke St. Benezet hindurch le pont rompu nebst dem päbstl. Palaste das Wahrzeichen Avignon's ein auf den ersten Augenblick ganz räthselhaftes Bauwerk: 4 ungeheure Bögen, deren ersterer an die Stadtmauer anstößt, erstrecken sich weit in die Rhone hinein und beim 3. Flußpfeiler, von dem aus der nächste Bogen das gegenüber liegende Ufer erreichen würde, ist die Brücke rein abgeschnitten und so sieht man weder wie man auf die Brücke hinauf kommen könnte, noch wohin sie führen soll. Dabei sieht sie durchaus nicht verfallen aus, denn nirgends fehlt ein Stein aus der oberen Einfassung. Nachdem sie 5 Jahrhunderte gestanden hatte, riß im 17. Jahrhundert der reißende Strom einige Bogen fort und da man deren Wiederherstellung versäumte, so ging nach und nach die ganze schöne Brücke bis auf die noch übrigen 4 Bögen zu Grunde.

{Blatt „30“, Rückseite:}

Doch kaum einige Schritte davon entfernt sendet die bewegungslose grüne Oberfläche aus dem tiefen Kessel die endlose Wassermasse hinaus, welche mit schäumendem weißen Gischt in wüthender Hast die Felsen überklettert und sich donnernd in die Tiefe stürzt.

Nachdem ich mich in der Stadt umgesehen, mußte ich daran denken, meine Besuche zu machen bei Herren Thomas, dem Chef des Hauses Thomas frères, wo Freund Wilhelm Seyde als ein langjähriger Agent angestellt ist. Dieses Haus handelt mit dem bekannten Färbestoff garance, Krapp, der eine Haupterwerbsquelle der ganzen Provence ist, weil das ganze französische Militär rothe Hosen trägt, die von jenem Färbestoff herrühren.

Ich wurde von demselben freundlich aufgenom[m]en und fuhr mit demselben in einer elenden einspännigen Droschke, welche gar nicht gewaschen war und an welcher der Dreck und Schmutz von Jahren her klebte, hinaus auf die Fabrik wo der Krapp gemahlen und zubereitet wurde. Unterwegs auf der staubigen Landstrasse, welche mit Pappeln besetzt war, wären wir bei einen Haar von 2 entgegenkom[m]enden großen 2 räderigen Lastwagen erdrückt worden und nur mit großer Mühe schlüpfen wir hindurch. Die Fabrik lag gegen 2 Stunden von Avignon entfernt und

{Blatt „31“, Vorderseite:}

der Staub war am letzten Tage des Jahres so groß, wie bei uns im höchsten Som[m]er. Herr Thomas, welcher gar nicht aussah wie ein Millionär, führte mich in allen Fabrikräumen selbst herum und zeigte mir auch das Zimmer, wo Freund Seyde ehemals gewohnt hatte.

Es war ebenfalls höchst einfach und nichts weniger als gemüthlich. Dazu der rothe Staub des Krapps, der durch alle Ritze drang.

Nachher fuhren wir hinüber in die neue Seidenfabrik, wo die neuen eisernen Maschinenstühle zur Fabrikation der Seide aufgestellt waren und in kurzem in Gang kom[m]en sollten. Abends war ich in Gesellschaft des Herrn Alais, welcher ebenfalls im Contor des Herrn Thomas arbeitete und an den ich von Freund Seyde besonders empfohlen war. Wir besuchten mehrere Kaffeehäuser und am andern Tag trank ich mit H. Herfurth aus Chemnitz, welcher Seyde's Stelle im Contor des Herrn Thomas eingenom[m]en hatte, im Freien, am 1. Januar 1839, eine Flasche Forcias.

~~*Dieser Wein ist ...*~~

Da der Himmel ganz rein war, so kon[n]te man sich förmlich in die Zeit des Som[m]ers versetzen.

2 Januar 1839.

Die Gegend unterhalb Avignon ist flach und zeigt mit Oel und Wein wohl angebaut, überall einen südlichen Character, der von dem Norden Frankreichs in Sitten und Sprache sich merklich unterscheidet.

Von der Weichheit des Altprovençalischen, das im Mittelalter im Munde zahlreicher

{Blatt „31“, Rückseite:}

Sänger, der Troubadours, lebte, enthält die heutige Volksmundart noch manche Spuren, sowie die Liebe zu Dichtung und Gesang noch jetzt vorhanden ist.

Hinter Arles beginnt das niedrige Delta der Rhonemündungen, die île de la Camargue, durch Deiche gegen die See geschützt und, theils als Acker theils als Weideland benutzt, mit zahlreichen Pferdeheerden besetzt ist.

Da die Mündung der Rhone für Seeschiffe nicht zugänglich ist, so soll ein großartiger Kanal gebaut werden, damit der Verkehr auf der Rhone vergrößert und erweitert werden kann. Nachdem man die Stadt hinter sich hat, sieht man die obere Bogen des Amphitheaters, das vielleicht grösser als das von Nîmes aber nicht so gut erhalten ist und gelangt über die steinige Ebene von Crau in wenigen Stunden vorbei an großartigen Felsparthien und mit dem Blick auf das weite Meer nach

{Blatt „32“, Vorderseite:}

Marseille. Ihre unverwüstliche Lebenskraft hat die Stürme und Umwälzungen, welchen ganze Reiche und Völker erlagen, vollständig überdauert. Nach jeder Verheerung, nach den furchtbaren Schlägen erhob sie sich immer wieder und gelangte in vergleichsweise kurzer Zeit zu Glanz und Reichthum.

Dieß verdankt sie meist ihrer Lage und ihrem herrlichen Hafen, welche beide den Handel immer wieder zurückführten, wenn er auch zuweilen verscheucht wurde von den Würgengeln des Kriegs und der Revolution.

Als Gründer von Marseille treten bekanntlich die Phönizier auf, welche die französische Küste um das Jahr 600 vor Christi Geburt zu colonisiren begannen und die Eifersucht Karthago's aufs heftigste erweckten.

Die Versuche dieses Staates, sich an Galliens Südküste festzusetzen, scheiterten stets an der Wachsamkeit der Phocäer und übten deren kriegerischen Geist, sodaß sie später, als die Römer den Vernichtungskampf gegen die africanische Nebenbuhlerin begonnen hatten, mit demselben ein Bündniß schloßen und den Transport der Heermassen nach Africa ermöglichten.

Von dieser Zeit an dehnten sich die Unternehmungen der Phönizier immer weiter aus. Die Stadt wurde die Mutter vieler Colonieen an den Küsten Galliens und selbst Spaniens und sie gründete im Innern eine

{Blatt „32“, Rückseite:}

Menge Orte und Plätze. Alle diese wurden wieder zu Märkten für den Handel der Massilier und ihn zu befördern wurden keine Kosten gescheut. Die Rhonemündungen wurden schiffbar gemacht, Ströme ausgetieft, die Flußschiffahrt im Binnenlande eingerichtet, Kanäle gebaut und die Küstenfahrt regulirt. Die Stadt bildete damals mit seinen Kolonien eine mächtige Republik und erhielt sich durch ihre Bildung und Kunst durch alle Stürme des Krieges bis auf die neuste Zeit.

Marseille ist die Perle der Provence und nimmt sich vom Meere aus prächtig aus. Man erblickt die Stadt als Amphitheater und dahinter einen weiten Bogen von Höhen und Geländen mit etwa 5000 kleinen weißen funkelnden Landhäuschen und stolzen Villen besetzt, umgeben von Weinärten und Olivenhainen. Den Vordergrund bilden die Leuchthürme auf ihren Felsen und der Mastenwald des Hafens, dann die unermesslichen Lagerhäuser, Dock's und dahinter die Häusermassen, über welchen sich Kirchen und stattliche Thürme hoch emporheben. Rechts und links in größerer Entfernung liegen Städte und kleine Ortschaften und bei heiterer Luft blinken ostwärts die schneeigen Häupter der Meeralpen, die wie leichte Wolken aus dieser Ferne erscheinen.

Die Quais sind prächtig und das Gewimmel der geschäftigen Menschen von allen Farben und Trachten war für mich etwas ganz neues, sodaß ich mir sagen mußte, daß ich eine Weltstadt von erstem Range vor mir habe. Die mächtigen Steinmassen der Häuser, das Solide ihrer Bauart, der blaue ewige Himmel, die Heiterkeit der Menschen machten einen wohlthuenden Eindruck auf mich. Die größte Reinlichkeit in den Straßen und die Bilder des Fleißes, der

{Blatt „33“, Vorderseite:}

Rührigkeit und der Wohlhabenheit, die Einem auf jeden Schritt begegnen, befriedigen Auge und Herz zugleich.

Überall sind die Kaffeehäuser gefüllt, auf und nieder wandelt eine

ungeheure Menschenmasse auf dem grand cours und der cannebière. Zwar ist Neustadt und Altstadt auf das Schärfste geschieden, aber diese scheint nur ihr Alter in enge Gassen und schmutzige Wohnungen zu setzen. Nur die Neustadt hat gerade breite Straßen und man ist bedacht, schattige Alleen anzupflanzen und so gleichsam die Stadt mit mehreren boulevards zu umgürten, aber nirgends zeigt sich ein Palast oder ein großartiges Gebäude; selbst die Börse muß sich mit einem provisorischen Bau begnügen, obgleich sich nicht einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten das Geschäftsleben nach seinen verschiedenen Branchen concentriert.

Kein hoher Glockenthurm, keine Kuppel hebt sich aus der Masse hervor.

Im Ganzen ist dieser neuere Theil der Stadt mit den schönsten Straßen und Plätzen von London zu vergleichen und übertrifft sie noch durch die regelmässige Schönheit der durchgängig massiv aus Quadersteinen erbauten Häuser.

Das Straßenpflaster ist ganz vortrefflich und die zu beiden Seiten sich hinziehenden breiten mit Steinplatten belegten Trottoirs machen das Gehen in der Stadt höchst angenehm.

Klares, frisches Wasser strömt in schmalen steinernen Kanälen durch alle Strassen. Zwar muß man oft über diese Straßen hinüber steigen und dieß macht sie ein wenig unbequem, dafür tragen sie aber auch sehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, namentlich aber zu Milderung

{Blatt „33“, Rückseite:}

des Staubes, welcher ohne sie in den heißen Sommermonaten, wo fast kein ~~Mensch~~ Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die Erleuchtung der Straßen ist in der Nacht vortrefflich, auch hält die Polizei sehr streng auf Reinlichkeit, sodaß man mit leichten Schuhen überall hingehen kann.

Diese Reinlichkeit fiel mir besonders auf und die große freundliche Stadt, in welcher sogar die Fenster, wie bei uns zu Festtagszeiten, gewaschen werden, gefiel mir um so besser, je länger ich auf meiner Reise die Freude entbehrt hatte, Alles um mich her sauber zu sehen.

Ganz von dem neuern Theil der Stadt verschieden ist der auf einer beträchtlichen Felsenhöhe erbaute ältere Theil derselben, und der Contrast zwischen beiden erinnerte mich lebhaft an Edingburg, wo man nur über eine Brücke zu gehen braucht, um unter ganz andern Menschen zu sein. Hier in diesem alten Stadttheil fand ich die hier zu Lande gewöhnlichen engen winkeligen Straßen und eine durch die furchtbarste Unreinlichkeit verpestete Luft. Das Pflaster der bald auf bald abwärts führenden Strassen ist abscheulich und ich kletterte nicht ohne Gefahr, den Hals zu brechen, herab dem Hafen zu zwischen elenden mit Einsturz drohenden Hütten.

Die Menschen, welche diesen alten an den Hafen gränzenden Stadttheil bewohnen, sind die ärmsten in Marseille vielleicht in ganz Frankreich und gehören zu einer eignen Kaste, welche sich sowohl in der Sprache, als in der Sitte und übrigen Gebäuchen von allen andern Franzosen unterscheidet.

{Blatt „34“, Vorderseite:}

Die groben Lumpen, von denen sie nothdürftig bedeckt sind und ihre kümmerliche Nahrung, mit der sie ihr Leben fristen, erwerben sie einzig mit ihren Fischernetzen.

Von den übrigen Bewohnern Marseille's wegen seiner Wildheit gemieden, die oft in Raub und Mord ausartet, lebt dieses wunderliche Volk blos für sich und verlangt nach keiner Gemeinschaft mit seinen Nachbarn und glaubt man allgemein, daß sie Abkömmlinge der Phönizier sind, die das Gepräge ihres Ursprunges durch alle Jahrhunderte rein und echt erhalten haben.

Der Hafen von Marseille ist zwar klein aber einer der besten in Europa, denn hohe schützende Felsen umgeben ihn und die Rhede, auf welcher mehrere Inseln den Eingang in das weite Meer zu bewachen scheinen. Täglich wandelte ich auf den, den Hafen umgebenden Quais und ergötzte mich an dem lebendigen Gewühle zu Wasser und zu Lande, ohne dessen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedensten Nationen flatterten lustig gegen den dunkelblauen Aether hinauf und kleine mit Orangen und Blumen beladene Schiffe ankern neben den gewaltigen großen Kauffahrteischiffen des hohen Nordens.

Viele hundert Boote, Schaluppen und Nachen kreuzten

{Blatt „34“, Rückseite:}

lustig dazwischen und zierliche Gondeln lagen zur Lustfahrt auf den smaragdgrünen Wogen am Ufer bereit. Auf dem mit ansehnlichen Häusern umgebenen Quais herrschte das mannichfaltigste Leben; alle europäischen Nationen waren hier versammelt neben den Bewohnern von Asien und Africa; alle Sprachen ertönten und die mannichfaltigsten Trachten und Nationalphysiognomieen aller gebildeten Völker sah ich auf einem Punkt vereint.

Oft glaubte ich auf einer Maskerade zu sein, wenn ich die vielen Türken, Armenier und Griechen unter den schönen geputzten Frauen sah, dazwischen die schwarzen Gesichter der Neger und Negerrinnen, denen man hier überall begegnet. Der Quai an der Seite der alten Stadt sieht wie ein orientalischer Bazar aus und ist viel schmaler als der ihm gegenüber liegende auf der andern Seite des Hafens, aber auch viel lebhafter; denn der untere Stock der ihn umgebenden Häuser enthält Magazine, in welchen sowohl die seltensten, als auch die unbedeutensten zum Verkaufe ausgestellt sind.

Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Orients feil; reiche Teppiche, echt türkische Schwals⁶ in den glänzendsten Farben mit Blumen, Palmen und Streifen, damit Jedermann von Weitem sehe, daß diese bunte Hülle viel Geld kosten muß. Rosenduft strömt schon aus der Ferne aus den mit köst-

⁶ meint sicher ‚Shawls‘; Dieses Wort erscheint in einer ähnlich lautenden Formulierung u. a. in: Grube, A. W.: Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde, 11. Auflage, Leipzig 1868, S. 371.

{Blatt „35“, Vorderseite:}

lichsten Essenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Laden daneben schauen Cacadu's, Papageien und andre Vögel südlicher Zonen in der bunten Farbenpracht ihrer Federn, während allerhand Affen groß und klein den Vorübergehenden possierliche Gesichter schneiden. Die herrlichsten Früchte des Südens Orangen, Granatäpfel, und frische Datteln hängen in langen Trauben aneinander und liegen überall hier in großen Massen aus.

An dem entgegengesetzten Quai nehmen große verschlossene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie sind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz und Allem, was zum Schiffbau gehört, angefüllt; deshalb verirren sich die bloßen Spatziergänger und Touristen seltner hierher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit schöner ist, als der andere.

Die übrigen Spatziergänge um Marseille sind ebenfalls höchst angenehm. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragenen Wälle angelegte boulevard und gewährt auf die nächste Umgebung die schönsten Aussichten. Die jungen Platanen und Sicomoren, welche ihn einfassen, wachsen lustig empor und werden bald einen der schattigsten Spatziergänge bilden, die in diesem heißen Lande eine wahre Wohlthat sind. Abends wird der cours in der Stadt von unzähligen Spatziergängern belebt, so auch die in an die Straße cannebière gränzende mit 12 Reihen Bäumen bepflanzte und mit schönen Gebäuden umgebne allée Meillan.

{Blatt „35“, Rückseite:}

Intressant aber auch beschwerlich war der Weg nach Notre dame de la garde, einem steilen Felsen, ebenfalls nahe an der Stadt, der sich 500 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Eine Citadelle und eine kleine der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze desselben, von letzterer trägt er den Namen.

Die herrliche Aussicht lohnte mich reichlich für den steilen unbequemen Weg, der hinaufführt.

Die ganze Stadt lag zu meinen Füßen, die breiten regelmäßigen Straßen und großen Plätze sahen wie das mit bunten Steinen und Muscheln ausgelegte Parterre eines holländischen Gartens aus. Weit hinaus lagen all' die Tausend auf Höhen und Thälern zerstreuten Bastiden mitten in ihren Gärten vor mir; die pittoresken Felsenufer mit ihren Citadellen, die Quarantainegebäude, der Hafen, und das weite Meer, auf dessen spiegelblauer Fläche unzählige Fischerboote hin und herkreuzten.

Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende fühlen das Bedürfniß, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigstens vom Sonnabend bis zum Montag sich im Freien von der Arbeit der letzten Tage zu erholen und frische Luft einzuathmen.

Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt liegenden Landhäuser, Bastiden genannt, die die herrliche Gegend ungemein beleben und ihr einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren.

Man gab mir die Zahl auf 10000 an und schien mir zuerst

{Blatt „36“, Vorderseite:}

unglaublich; wenn man aber umherschaut und rings soweit das Auge reicht, alle diese großen und kleinen blendend weißen Häuser zwischen Myrthen und Granaten hervorschim[m]ern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, so fängt man an, diese große Anzahl derselben wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr voneinander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein, doch darf man auch bei den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser in England oder Holland denken.

Im Süden ist das ganz anders; da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das letzte, woran man denkt; denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und Schutz gegen den sengenden Sonnenstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die im Norden auch mitten im Sommer ein bequemes Haus unentbehrlich machen, aus dessen Fenstern man wenigstens in's Grüne blicken kann, wenn es draußen regnet und stürmt.

Der größte Theil der Bastiden ist daher sehr klein und enthält höchstens eine Küche und ein Paar Wohnzim[m]er; die wenigen größeren könnten freilich für recht artige Landhäuser gelten, aber auch unter diesen würde man vergeblich ein Feenschloß suchen, ~~welches~~ wie sie in Deutschland bei den reichen Kaufleuten jetzt zu finden sind.

{Blatt „36“, Rückseite:}

Jedes Häuschen hat ~~ihren~~ <seinen> eignen Garten, der aber nie von bedeutendem

Umfang, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist.

Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich mit dem so unendlich reichen Schmuck, welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume und die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild; da bedarf es nicht der Kunst des Gärtner's, um sie mühsam zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen und geben diesen ein eintöniges Ansehen, aber viele dieser Gärten stoßen im Innern aneinander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigenthums. Die provencalische Son[n]e ist ganz etwas anderes als bei uns und mild und segensreich wirkte sie zu Anfang des Monat Januar 1839.

Die pittoreske Schönheit des Landes um Marseille entzückte mich jeden Tag aufs Neue. Obgleich es der Gegend ganz an ländlichen Reizen, frischer Wiesen und schattiger große Bäume fehlte, so wurde ich es doch nicht müde, mich der grandiosen Felsen und des Meeres zu erfreuen.

Man lebt in Marseille <übrigens> weit theurer als in andern Städten des südlichen Frankreichs, aber auch weit besser, denn das Land umher ist reich an Allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Gemüse ist das ganze Jahr hindurch im Ueberfluß zu haben, besonders mehrere Arten Blumenkohl, ~~besonders~~ <und> ganz vortreffliche Artischocken. Die köstlichsten Früchte stehen überall zum Verkauf, und Melone, Trauben, Pfirsiche und Mandeln bringt das Land in Ueberfluß. Bei der Nähe des Meeres fehlt es auch nicht an

{Blatt „37“, Vorderseite:}

Fischen aller Art und Austern sowie Muscheln von allen Gattungen sind im Ueberfluß vorhanden. An wildem und zahmen Geflügel aller Art ist ebenfalls kein Mangel aber Rindfleisch ist selten zu haben, noch seltner Kalbfleisch, weil diese Thiere in der Nähe von Marseille kein Futter finden. Ja viele Menschen dort haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh gesehen, ~~weil diese Thiere in der Nähe der Stadt kein Futter finden~~ und es befinden sich in der Umgegend kaum 10 dieser nützlichen Thiere, die als Seltenheit mit großen Kosten erhalten werden müssen, da es keine Wiesen giebt.

Die Speisen werden fast alle mit dem hier in Ueberfluß vorhandnen trefflichen Olivenöl bereitet.

Sie schmecken deshalb nicht schlechter und ich gewöhnte mich sehr bald daran.

Zum Braten, Backen und Bereiten der Gemüse fand ich das Oel vortrefflich.

Bei der Einrichtung der Häuser strebt man vor Allem nach möglichster Kühlung und die Fußböden der sehr

{Blatt „37“, Rückseite:}

hohen geräumigen Zimmer <sind meist> mit glassirten Backsteinen belegt. Die Treppen bestehen alle aus Stein, mit eisernen Geländern versehen und die bis auf den Boden hinabreichenden Fenster haben ausser den innern Jalousieen noch von Außen angebrachte leinene Schirme, um jeden Sonnenstrahl soviel als möglich abzuhalten und die breiten mit Matratzen belegten Bettgestelle sind immer mit leichten Vorhängen versehen, zum Schutz gegen Mücken und ähnliche Ruhestörer.

Pferde zum Luxus und Equipagen sieht man hier wenig, da kein bedeutender Regen das Gehen hier unangenehm macht, dagegen giebt es viel 2 räderige Karren und Maulesel, die wegen ihrer Nützlichkeit ungemein beliebt sind. So wenig Reiz übrigens das gesellige Leben in Marseille bietet, der Aufenthalt machte mir dennoch viele Freude. In allen Classen bemerkte ich im Durchschnitt große Gestalten mit ausdrucksvollen Gesichtern und unter den Frauen ~~mit~~ sah ich alle mit schwarzen blitzenden Augen, welchen die dem Süden eigene Lebhaftigkeit etwas unwiderstehlich reizendes gab. Doch darf man den gewöhnlichen Leuten nicht sehr trauen und im Zorn und leichter Aufregung ist es jeder Unthat fähig.

{Blatt „38“, Vorderseite:}

Monat Januar 1839

Da die Dampfschiffe nicht immer regelmässig nach Genua liefen, so benutzte ich die erste Gelegenheit, um von Marseille aus zu Wasser nach Italien zu gelangen. Am äussersten Ende der Provence liegt Toulon die Rüstkammer und der Stützpunkt Frankreichs für seine Herrschaft im Mittelmeer und Africa.

*Einen im Felsengestade ausgehöhlen prächtigen Hafen umgibt halb-
kreisförmig die dichte Häusermasse der Stadt und hinter ihr ranken tausende von Gärten und Weinbergen mit niedlichen Winzerhäuschen hinan am Gehänge der Berge, deren kahle oder spärlich beholzte Gipfel fast traurig auf die paradiesische Landschaft und das Meer hinabschauen. Hier weht schon italienische Luft und Winterfröste sind höchst selten. In den Gärten der Stadt beugen sich die Orangenbäume unter der Last ihrer Früchte, der Oelbaum dauert im Freien aus und Kaktusarten bekleiden mit ihren hochrothen Blüthen und stacheligen Blättern Fels und Gemäuer. Die Stadt, die Forts, der Hafen mit seinem dichten Mastenwald machen ein Bild, das das*

{Blatt „38“, Rückseite:}

Auge entzückt und das Herz erweitert.

Die Bewunderung des Reisenden mindert sich jedoch, sobald er den ersten Fuß in die engen, finstern und schlecht gebauten Straßen setzt, <die> in einem Labyrinth von unansehnlichen Gebäuden Exhalationen Ekel erregen.⁷ Wer daher von Toulon den prächtigsten Anblick haben will, muß es von der Seeseite her betrachten.

Unser Dampfer ging so nahe bei der Stadt vorbei, daß wir die ganze Umgegend ganz genau betrachten kon[n]ten. Ueberhaupt war das Wetter so reizend, daß wir das Verdeck den ganzen Tag nie verließen, und von demselben aus die ganze Küste von Nizza bis Genua, die hohen Seealpen mit ihren schneeweißen Spitzen in aller Ruhe zu betrachten Gelegenheit hatten. Gegen 9 Uhr kamen wir in Genua an.

Man kann weder von Mailand, noch von Turin sagen, daß diese Städte vorherrschend italienischen Character hätten, während Genua durchaus eigenthümlich ist und der Eigenart des Landes durchaus entspricht.

Besonders trat mir die Stadt mit dem lebhaften Volke, dessen Getöse bis zu den höchsten Stadtwerken wie das Brausen des Meeres hinaufreicht, sofort fremdartig entgegen und erinnert in jedem Augenblick daran, daß ein uns sehr verschiedenes Volk sich an diesen Bergen und an diesem Meere angenistet hat. Wenn man in

⁷ vgl.: Meyer's Universum ... Dreizehnter Band, Hildburghausen/Amsterdam 1848, S. 123: „Die Bewunderung des Reisenden mindert sich jedoch, sobald er den ersten Fuß in die engen, finstern und schlecht gebauten Straßen setzt: in ein Labyrinth von unansehnlichen Gebäuden, deren Exhalationen Ekel erregen.“

{Blatt „39“, Vorderseite:}

Genua Abends zu dieser Jahreszeit <Anfangs Januar> in einem gewöhnlichen Garten unter einem Lorbeerbaum Kaffee trinken kann, so hat man wirklich das Gefühl, daß man wirklich nunmehr in Italien ist.

Dennoch ist auch in Italien der klimatische Uebergang in Folge des Einflusses der Winde und des Meeres viel schroffer als bei uns, was ich in einigen Wochen selbst erfahren sollte und es giebt nichts Unrichtigeres, als wenn diejenigen, die das Land nicht kennen und überall von Orangen und Citronenwäldern träumen, in der Meinung sind, daß man hier im ewigen Dufte schwelge.

Zwischen Livorno und Pisa ist eine Gegend, die man vergebens an der Havel suchen würde und das traurige Einerlei wird nur hier und da von einem Kiefernwald unterbrochen, sodaß man sich einbilden könnte, man habe die Maremnen bereits erreicht.

Dennoch ist die Bodencultur in Italien eine sehr hohe und bedenkt man, daß über die Feldfrüchte hinaus der Maulbeerbaum seine kostbaren Blätter liefert und von diesem Baume herab Weintrauben in Fülle hängen, weil sich die Rebe an ihm hinaufrankt, so ~~muß~~ <wird> man zu der Ueberzeugung gelangen, daß eine sehr hohe Blüthe des Landbaues hier zu suchen ist.

{Blatt „39“, Rückseite:}

Die Stadt erhebt sich amphitheatralisch vom sichelförmigen Ufer und von den Felsen im Hintergrund schauen Citadellen und Klöster auf sie herab. Der Hafen soll einer der größten in Europa sein. Zwei Dämme zum Theil natürlicher Fels umfassen, gleich Riesenarmen, das Meer und lassen eine weite zur Ein und Ausfahrt bequeme Oeffnung. Dieser zur Seite stehen 2 gewaltige Leuchthürme, in deren zu Casematten ausgehöhlten Leibern sich die ehernen Ungeheuer des Kriegs befinden. Unabsehlich ist die Fronte von herrlichen Gebäuden, die sich im klaren Wasser spiegelt und über sie reihen sich in weitem Halbzirkel die Strassen wie Terrassen übereinander und Paläste, Thürme und Kirchen treten überall aus den Massen hervor. In der Ferne sieht man links die Seealpen mit ihren Schneehäuptern und zur Rechten die dunkle Wand der Appen[n]inenkette. Jenseits der Fortificationen fangen die Landhäuser der reichen Genueser an. Die hohen Gärten geben dem Auge Ruhe, wenn es vom Anblick der Häusermassen ermüdet, nach sanften Gegenständen sich zu sehnen beginnt, aber es kehrt bald wieder zum Anblick des Meeres zurück, dessen Reiz unwiderstehlich anzieht. Man sieht die schwellenden Wogen kommen, die mit furchtbaren Getöse an die Mauern schlagen und so hoch aufspritzen, daß ihre Scheitel fortwährend mit einem Schaumgewölke bedeckt werden.

Hinter diesem molo wiegte sich einst die Flotte des mächtigsten Seestaats; hier weilte Andreas Doria und hier ruhte der Adlerblick von Columbus auf den unendlichen Fernen.

Der Ursprung Genua's verliert sich in das höchste Alterthum und schon zur Zeit der carthaginiensischen Herrschaft war die

{Blatt „40“, Vorderseite:}

Stadt durch Handel und Schiffahrt berühmt. In den Kreuzzügen übernahm es den Transport französischer und britischer Heere an die Küsten von Palästina, und zur Zeit der Erneuerung des griechisch byzantinischen Reiches stieg Genua's Macht am höchsten. In der langen Periode des Kriegs und der Eroberung war selten Friede im Innern und später zerfleischten innere Unruhen die Stadt auf die schrecklichste Weise. Schon war die Bevölkerung unter die Hälfte gesunken und schien dem Untergange nahe, als der Seeheld Andrea Doria sein Vaterland aus dem Joche der Fremden befreite und die Partheien im Innern versöhnte.

Das heutige Genua verdient wegen der Menge und Schönheit seiner Paläste noch immer den Zunamen „la superba“. Schon der Kay imponirt durch seine Construction von Marmorquadern von ungewöhnlicher Grösse und die Bläue des Himmels macht einen eignen Eindruck von Helle und Sauberkeit. Tritt man aber durch's Thor in die enge Gasse, so weiß man nicht, wie einem nach dem äußern Glanz des Eindrucks geschieht.

*Man sieht weiter nichts als ewiges
Gewühle von Menschen zwischen Läden,
die reich an Waarenvorräthen aber
äußerst dunkel sind.*

Nachdem man sich mit Mühe durch diese erste enge Straße durchgearbeitet hat, kommt man in die Goldschmidsstrasse, die schon etwas heiterer ist. Gewölbe mit Gold und Silbergeschirren reihen sich hier aneinander und verkünden den Reichthum und den Flor des Gewerbes, das auf des Landes Sitte sich gründet. In ganz Oberitalien ist es

{Blatt „40“, Rückseite:}

Sitte, daß die Mädchen ihr Heirathsgut in goldnem Hals und Ohrenschmuck an sich tragen und kein Dienstmädchen läßt sich an Feiertagen sehen, die nicht auf ähnliche Art zeigt, daß sie für einen Mann genügend ausgestattet ist. Erst die Goldschmidsstrasse führt in den eigentlichen Prachttheil der Stadt. Die glänzende strada nuova erscheint, dann die strada Balbi, die nach dem Ausspruch der Frau von Staël für einen Congress von Königen gemacht ist; die dritte ist die strada novissima.

Diese 3 Straßen sind eine ununterbrochne Reihenfolge von Pallästen, von kostbarer Architectur und reicher in[n]erer Einrichtung und viele enthalten die kostbarsten Werke der Malerei und Sculptur. Aber auch diese Strassen, welche bei gehöriger Breite die schönsten der Welt sein würden, sind leider so schmal, als unsere kleinsten Gassen und es fehlt überall an einem sichern Standpunkt, um die Vorzüge der Paläste gehörig betrachten zu kön[n]en.

Das Pflaster ist von Ziegel und Marmorstücken mosaikartig zusammengesetzt und wird mit großer Sorgfalt rein gehalten. Wir ließen uns in den palazzo Doria führen und in den palazzo Marcellino, welche im Allgemeinen die schönsten sein sollen, doch waren sie meist unbewohnt und konnte man die Pracht derselben hierdurch nicht genau beurtheilen. Die Bevölkerung des heutigen Genua zeigt noch immer große Handelsthätigkeit und

{Blatt „41“, Vorderseite:}

die fürstlichen Paläste der hiesigen Kaufleute sind Zeugniß ihres alten festgegründeten Reichthums, aber daneben sticht die Armuth des gemeinen Volks um so greller in die Augen und Haufen von Bettlern verfolgen die Fremden auf jeden Tritt und Schritt, sodaß man selbst in der Kirche vor ihnen nicht sicher ist.

Das Klima der Stadt muß außerordentlich mild sein, denn die Nelken und Rosen blühten noch, als wir hin kamen. Im Theater sahen wir <die Oper> Lucrezia Borgia von Donizetti, welche sehr gut aufgeführt wurde und gingen nach der Oper noch hinaus an den Hafen, wo die Stadt einen feenartigen Anblick gewährte. Ich bemühte mich übrigens Herrn Gruber, den ich in Lindau kennengelernt hatte, aufzusuchen, erfuhr aber, daß derselbe Genua für immer verlassen und sich bei Lindau angekauft habe.

Monat Januar 1839.

Da die italienischen Dampfer meistens Abends die Anker lichten, so geht der entzückende Rückblick auf Genua verloren, es sei denn, daß der Mond das schöne Schauspiel erhellt. Das letztere war aber nicht der Fall und es schien überhaupt, als ob das Wetter sich ändern würde. Der Wind sauste durch die Masten und warf die Taue hin und her. Im Hafen ging es noch, und solange wir am Tische saßen, ¶ war es noch auszuhalten, allein sobald wir aus dem Hafen heraus waren, brach der Sturm auf eine fürchterliche Weise los. Häuserhoch erhoben sich die Wellen und trugen das Schiff in einem Nu auf den schäumenden Gipfel, um es wieder mit aller Gewalt in den Abgrund zu versenken. Wie klein und ohnmächtig

{Blatt „41“, Rückseite:}

erschien das Schiff, wenn die himmelhohen Wellen dasselbe in die Höhe hoben und von dem wildbewegten Gipfel wieder hinabschleuderten. Der Morgen brach an und der Capitän wußte nicht, wo er war. Da entdeckte er ein Schiff <, das> Bald auf den Gipfeln der Wellen tanzend, sich näherte. Durch ein Sprachrohr fragte er, wo die Schiffe sich befänden? Dicht vor dem neuen Hafen von Livorno, tönte, von dem Schiffe aus, die Antwort. Aber der Augenblick der Annäherung der Schiffe war zu kurz. Die heftige Bewegung schleuderte sie wie durch einen Zauber auseinander. Der Sturm wüthete heftig aus Westen und vor dem Dampfer lag die gefährliche Einmündung in den Hafen. Bald entdeckte auch der Capitän die großen Tonnen, die durch mächtige Anker festgehalten zwischen sich den Weg bilden, den die Schiffe nehmen müssen. Bald schien die Sonne hell, dann verhüllte sie sich plötzlich; ein Platzregen stürzte hernieder und der Himmel verfinsterte sich, daß man kaum eine Schiffslänge weit sehen kon[n]te. In einem Augenblick war die Finsterniß verschwunden und die hellscheinende Sonne trat wieder hervor. So wechselte es unaufhörlich. Eine dumpfe Stille <herrschte> auf dem Schiffe, nur durch die Befehle des Capitäns und des Steuermanns unterbrochen. Aufmerksam mit steter Anstrengung, aber, ohne einen Laut hören zu lassen, arbeiteten die Matrosen. Endlich erblickte man die Kirchen und Thürme von Livorno und hoffte, daß Boote mit Lootsen von der flachen sandigen Erdzunge erscheinen würden. Allein man hoffte vergebens und es war augenscheinlich, daß Niemand sich herauswage.

{Blatt „42“, Vorderseite:}

Der Capitän mußte daher ohne Lootsen weiter segeln und glaubte zu bemerken, daß der Sturm nachließ, aber der Abend näherte sich und die Finsterniß nahm zu. Da erschien links vom Schiff das helle Feuer aus dem nahen Leuchthurm und die Schiffer erreichten endlich glücklich den lang herbeigewünschten Hafen.

Da das <schlechte> Wetter mehrere Tage fort dauerte, so war der Capitän nicht zu bewegen, weiter zu segeln und die Passagiere waren daher gezwungen, einige Tage in Livorno zu bleiben. Die Stadt war im 16^{ten} Jahrhundert noch ein unansehnlicher Landungsplatz und verdankt seine Größe den den Medicis, welche Unzufriedene aus allen Ländern, die den Bürgerkriegen entgehen wollten, hierher zu ziehen wußten. Jetzt ist es eine schöne moderne Stadt, die aber wenig Sehenswürdigkeiten hat.

Ich hatte unterwegs von Genua nach Livorno die Bekanntschaft zweier jungen Franzosen gemacht, die mit mir in der zweiten Cajüte gefahren waren. Mit ihnen suchte ich mir die Langeweile so gut wie möglich zu vertreiben, allein ich paßte gar nicht zu ihnen und ich beschloß, mich sobald als möglich von ihnen zu trennen, sobald wir in Neapel angekom[m]en sein würden.

Endlich nach 3 vollen Tagen heiterte sich das Wetter auf und der Capitän beschloß die Weiterfahrt; wir kamen daher ohne weitere Unterbrechung nach Civita vecchia, das in schöner Lage an einem Hügel gelegen ist.

{Blatt „42“, Rückseite, rechte Spalte:}

Die Stadt ist ein elendes Nest und wir blieben nur solange hier, um den bagno zu besichtigen, wo der berühmte Orlando seit 20 Jahren festgehalten wird.

Er war zu seiner Zeit der gefürchtetste Räuberhauptmann, gegenwärtig aber so gealtert, daß man seine Macht nicht recht mehr sich recht vorstellen konnte. Er hatte eine blaue Tuchjacke und blaue Hosen mit silbernen Knöpfen und war, wie alle Italiener, nichts weniger als genirt durch das fortwährende und immer wiederkehrende Begaffen der ankommenden Touristen.[#]

Nachdem wir einen kleinen Spatziergang am Hafen gemacht hatten und nach einem Aufenthalt von 6 Stunden fuhr der Dampfer weiter immer an der Küste entlang, um in 24 Stunden in Neapel anzukom[m]en. Die Ankunft zur See dort gewährt dem Fremden den großen Vorzug, daß er den Golf von Neapel in seiner ganzen Schönheit ken[n]en lernt. Derjenige Theil des Meeres, welcher rechts von der niedrigen Insel Procida und links vom cap Miseno gebildet wird, ist die Straße, auf welcher man in den Golf von Neapel gelangt, er ist die Pforte zum Paradiese, zu jenem Stück Himmel, das auf die Erde gefallen, wie es der Dichter nennt. Cap Miseno ist ein spitzer Felsenhügel, der mit langer schmaler Zunge am Lande hängt; ein grauer verlassener Thurm steht wie ein Geist darauf und grüßt ernst hernieder; dagegen stechen die weißen, freundlichen Häuser Procida's, welche mit ihren

{Blatt „42“, Rückseite, linke Spalte:}

So abscheulich uns das Brigantenwesen in Italien erscheint, so ist doch der italienische Brigant eine stehende Volksfigur der italienischen Nation und wird auch von den Italienern als solche betrachtet. Man fühlt unsre moralischen Bedenken gegen diese nichtswürdigen Gesellen dort nur in sehr schwachen Maaße. Der Italiener sieht einmal das Banditewesen nur an, wie die übrigen Leiden seines Staates, wie etwa die mangelnde Gewissenhaftigkeit in der Besteuerung, die Unregelmäßigkeiten der Verwaltung, den Unterschleif von Staatsbeamten.

{Blatt „43“, Vorderseite:}

platten Dächern im Sonnenschein glänzen, gar wohlthuend ab. Ein frischer Abendwind wehte, flügelschnell durchschnitt unser Dampfer die Fluthen und die Wellen spielten schäumend um seine Planken. Von Sonnenstrahlen blitzend lag das Meer leise zitternd vor uns; über ihm lachte der tiefblaue Himmel Italiens, der uns einige Tage vorher lange verhüllt gewesen war. Jetzt stand die Insel Capri rechts wie eine seltsam gestaltete Wolke am Saum des Horizontes. Das Schiff wendete sich links; eine Landzunge nach der andern wurde sichtbar. Das Castell von Bajae erschien; denn das kleine Puzzouli, die Insel Ischia, dahinter das kleine Nisida und endlich hinter dem grünen Hügel des Posilippo, lag ausgebreitet und amphitheatralisch emporsteigend, von 5 Castellen bewacht, das königliche Napoli.

Vedi Napoli e poi muori! rief hinter mir an Deck ein kleines Männchen, den ich schon in Livorno zu sehen geglaubt hatte, <mit> dem ich aber nicht wieder zusam[m]engetroffen war. Ich habe es nachher manchmal wiederholt

{Blatt „43“, Rückseite:}

obwohl ich anfangs durchaus nicht von der angeblichen Schönheit dieses Erdenwinkels überzeugt war.

Bei der Ankunft im Hafen hält die Erledigung der Paßangelegenheiten oft mehrere Stunden auf. Man wartet und darf das Schiff nicht verlassen, denn erst der Wiederbesitz des Passes ermächtigt hierzu.

Hierüber die gute Laune zu verlieren nützt nichts und die vielen Boote mit den verschiednen Gesindel machen das Warten weniger langweilig. Endlich kommt der Hafencommissar mit den Pässen, liest die Namen laut vor und reicht dieselben den Inhabern zurück. Da man jedoch nicht erwarten kann, daß der Com[m]issar die verschiedenen fremden Namen verständlich ausspricht, so thut man der Zeiterparniß wohl, sich hinter oder neben ihm zu stellen und sobald man seinen Paß erblickt, sich denselben auszubitten. Hierbei kommt es öfters vor, daß manche ganz falsche Pässe bekom[m]en und daß wieder manche, welche gar keinen Paß haben, zu einem solchen gelangen; denn der Com[m]issar nim[m]t es nie so genau.

Ist man endlich in den Besitz desselben, so geht der Zank und Streit mit den Bootführern los, welche eine unverschämte Summe verlangen und von 12 Caroline auf 4 heruntergehen, wenn man nämlich, wie es bei mir der Fall war, mit Personen ankom[m]t, die schon das italienische Leben kennen und sich nicht prellen lassen.

{Blatt „44“, Vorderseite:}

8 Januar 1839

Als ich noch in Paris war, hatte mir Herr Kaufmann Dörstling von Chemnitz, welcher mit seinem Sohn Theodor eine Reise nach dem Orient unternom[m]en hatte und von da über Italien nach Paris gekommen war, wo er mich aufsuchte, ausdrücklich aufgetragen, daß ich ja, wenn ich nach Neapel käme, dort den Landschaftsmaler Götzloff, welcher aus Sachsen und mit mir weitläufig verwandt sei, aufsuchen solle, da er mir über Neapel und das Sehenswerthe dort die beste Auskunft geben könne. Nachdem ich nun in einem kleinen Hotel vorläufig Unterkommen gefunden und mich häuslich eingerichtet hatte, machte ich mich auf den Weg, um die Wohnung Herrn Götzloffs aufzusuchen und war auch so glücklich dieselbe ohne große Schwierigkeit zu finden, denn auf dem sächsischen Consulat, wo ich meinen Paß abgegeben hatte, wurde mir dieselbe ganz genau beschrieben. Ich traf Herrn Götzloff in seiner Wohnung und wurde von ihm mit einer solchen Freundlichkeit und Offenheit empfangen, daß ich mich gleich so heimisch fühlte, als ob ich schon lange mit dieser Familie bekannt gewesen wäre.

Dieser Familie danke ich und mit mir viele deutsche Landsleute meine angenehmsten Stunden in Neapel. Fast jeden Abend war ich dort und seine Gattin wird mir durch ihr heiteres biederer Wesen stets in dankbaren Andenken bleiben.

Von einem französischen Vater und einer römischen Mutter geboren, später nach beider Tode in der Familie des preußischen Gesandtschaftspredigers Dr.

{Blatt „44“, Rückseite:}

Bellermann zu Neapel erzogen, später an Götzloff verheirathet und mit ihm unausgesetzt seit 13 Jahren dort lebend, ist sie eine Deutsche, ohne je Deutschland gesehen zu haben. Mutter und Kinder sprechen das Deutsche, italienische und Französische zugleich als ihre Muttersprache.

Manchen Abend genoßen wir die Fülle der schönsten Volkslieder, welche die gute Götzloff, deren ganze Seele in dem Vortrage dieser wild wuchernden neapolitanischen Blüthen aufgeht, so charakteristisch zur Guitarre vorzutragen weiß.

Nur durch einen solchen Vortrag, der sich völlig in die Leidenschaft des Inhalts versenkt, durch eine Südländerin, die dem Gefühle, welches sie ausdrückt, auch in der äußern Darstellung das volle Recht widerfahren läßt und die nicht wie viele unsrer nordischen Landsmänninnen die Lieder der verzehrenden Sehnsucht, der zitternden Erwartung oder des flammenden Entzückens mit anstandsvoll festgefrorenem eisigen Gesicht und Gleichgültigkeit absingt, können diese südlichen Volkslieder ganz verstanden und genossen werden, weil sie erst so zu ihrer wahren Schönheit aufblühen müssen.

Man denke sich dazu die vollendeteste Beherrschung der Sprache in ihrem reinsten Volksdialect, das feinste Verständniß für alle Manieren und Eigenthümlichkeiten der volksmäßigen Liedersangweise und Alles dieses verklärt und zu seiner vollen ~~Geltung~~ Wirkung gebracht, durch des medium kunstgebildeten Stimme, so

{Blatt „45“, Vorderseite:}

hat man in der lebenswürdigen blonden Frau die wahre Muse des Volksgesanges ihrer neapolitanischen Heimath.

Gleich bei meinem ersten Besuche fragte mich Vetter Götzloff, den ich später immer so nennen werde, ob ich einen Reisegesellschafter habe? und sagte mir, als ich diese Frage verneinen mußte, daß er Jemanden wisse, der ganz für mich passen werde, indem er mir zugleich andeutete, daß derselbe jedenfalls mit demselben Dampfschiff, mit dem ich angekommen, hier vor einigen Tagen eingetroffen sei. Da ich ihm hierauf entgegnete,

{Blatt „45“, Rückseite:}

daß ich mich erinnere, einen jungen Reisenden von der mitgetheilten Natur auf dem Dampfschiff gesehen zu haben, daß ich mich keineswegs zu ihm hingezogen fühle, äußerte er kurz und bündig, daß man auf der Reise nicht so empfindlich sein und namentlich hier in Italien froh sein müsse, wenn man einen rechtlichen, gebildeten und anständigen Mann erlangen könne. Auf diese Aeußerung versprach ich ihm, den jungen Mann, Namens Julius Friedlaender aus Berlin, aufzusuchen und mich ihm vorzustellen. Ich ging deshalb 3 Mal hintereinander in seine Wohnung, fand ihn aber niemals anwesend. Erst am 4^{ten} Tage war er zu Hause, wurde aber von ihm so kalt empfangen, daß ich froh war, als ich mich wieder empfehlen konnte. Ich klagte später Vetter Götzloff meine Noth, er aber tröstete mich so gut er konnte, und versicherte mir, daß wir uns schon einrichten würden und in der That es ging auch.

Es wurde mir allerdings sehr schwer.

Neben den schmucken beiden Franzosen, mit denen ich zeither gereist war, mußte Friedlaender's kleine eckige Figur mit dem großen Kopf und dem röthlichen struppigen Haar gewaltig auffallen.

Dazu <ließen mich> sein kaltes Auftreten und die langsamen gemessenen Bewegungen an einen vornehmen Berliner denken. Aber kaum waren wir 2 Wochen miteinander bekannt, da verwandelte er sich bei mir zusehends. Der italienischen Sprache vollkommen mächtig, war er ein tüchtiger Kenner der italienischen Kunstgeschichte und der deutschen Litteratur. Er kannte den westländischen Divan von Göthe, den ich zu meiner eigenen Schande damals noch gar nicht gelesen

{Blatt „46“, Vorderseite:}

hatte, ganz auswendig und war voll Begeisterung über die italienischen Kunstschatze und Baudenkmale. Er war reich an tiefen Gedanken und an feinen geistreichen Bemerkungen und nebenbei ein ehrlicher fester Character.

Ueber Politik und religiöse Gegenstände wurde zwischen uns wenig disputirt, dagegen desto mehr von Kunst und da er hier zu Hause war und ich von ihm nur lernen konnte, so sah ich wohl ein, daß Vetter Götzloff Recht hatte, und daß einer, welcher dem andern in geistiger Hinsicht nachsteht, etwas von seinem forschen Auftreten zurückgehen muß, wenn nämlich die Freundschaft und die Einigkeit unter 2 Reisegesellschaftlern dauernd sein soll.

Da Friedländer bereits die bekannten näher liegenden Orte um Neapel aufgesucht hatte, so machte ich mich allein auf den Weg. Ich ging zuerst durch die Grotte des Pausilipp bei Neapel.

Wahrlich es war in der That ein großer des Alterthums würdiger Gedanke, einen Lavaberg zum Thore Neapels auszuhauen. Wer ihn zuerst gehabt hat und wer diese Gigantenidee ausführte, ist unbekannt doch wissen wir soviel, daß es ein Werk von Menschenhand ist und zwar eines der kühnsten und größten; denn die Grotte

{Blatt „46“, Rückseite:}

~~ist eine der größten~~ hat eine Länge von fast 1000 Schritten und ist bei ungewöhnlicher Höhe so breit, daß 2 Wagen sich bequem einander ausweichen können.

Der Volksglaube ist nie erlegen, wenn er für Großes den Urheber angeben soll. Hier machte er den Dichter Virgil zum Baumeister, der 7 Jahre in Neapel lebte und dessen Grab über dem Eingang der Grotte noch heute gezeigt wird.

Der Weg durch die Grotte führt zum nahen Puzzouli und in jene vom verborgnen Feuer erwärmten Gefilde, aus welchen der Luxus der alten Römer Gärten zu schaffen wußte, in denen sich die Pflanzenwelt der heißen Erdgürtel entfalten konnte. Lucullus hatte hier seine berühmte villa und die angesiedelten Griechen nannten den Bergrücken Pausilipe, weil er den Kummer der Menschen zu stillen vermöge.

Die Aussichten, welche er bietet, die Mannichfaltigkeit seiner Scenerieen, seine mit blühenden und fruchtbeladenen Orangen und Feigen bepflanzten Gehänge, die ausserordentliche Ueppigkeit des Bodens und die exotische Vegetation geben dem Pausilipp einen Reiz, der selbst in dieser himmlischen Gegend Anerkennung findet.

Darum ist <es kein> Wunder, daß die Anmuth des Orts die für das Schöne empfänglichen Alten bezauberte und die Großen der weltbeherrschenden Siebenhügelstadt in den Tagen ihres Glanzes miteinander wetteiferten, sich hier „ein Sorgenfrei“

{Blatt „47“, Vorderseite:}

zu erbauen und den Pausilipp mit Anlagen und Villen zu schmücken. <Davon ist keine Spur mehr und> Wenn man durch die Grotte hindurch ist, gelangt man in kurzer Zeit nach Puzzouli.

Die alten Bauwerke bestehen zwar noch in Ruinen und viele liegen begraben im Meere; was aber davon noch sichtbar ist, beweist, daß das, was Sueton und Tacitus ehemals über die Größe und Pracht der römischen Bauten berichteten, keine Fabel sei. In der Kaiserzeit erwarb sich Puzzouli den Beinamen Kleinrom, jetzt ist es ein am Meerbusen von Bajae anmuthig gelegenes Landstädtchen, welches nichts Merkwürdiges aufzuweisen hat, als die Reste der Vorzeit.

Das imposanteste Zeugniß von seiner einstigen Größe ist das Amphitheater. Es konnte über 40000 Menschen fassen und war aus Quadersteinen in 2 Stockwerken erbaut, welche Säulengallerieen gezierten. Unterirdische Canäle standen mit dem lago d'Averno in Verbindung, um, wenn das Amphitheater zu den naumachischen Spielen benutzt werden sollte, die Arena in einen See verwandeln zu können.

Seit Jahrhunderten wird dieser Riesebau als Steinbruch benutzt und jetzt hat der heilige Januarius in seinem zerbrochenen Gehäuse eine Kapelle darin.

Die Ueberreste des einst so berühmten molo von Puteoli

{Blatt „47“, Rückseite:}

zeigen sich noch in 13 aus dem Meere hervorragenden ungeheuern Pfeilern.

Hier ankerten die Handels und Kriegsfлотten der alten Welt und von diesem Hafendamme aus führte der Wahnsinn des Caligula jene stundenlange Schiffbrücke über das Meer nach dem jenseitigen Bajae, um eine Prophezeiung zu widerlegen, nach welcher er so wenig Kaiser ~~æ~~ werden, als über das Meer reiten würde.

Der Narr ließ die Brücke pflastern und ergötzte sich dann mehrere Tage daran, auf derselben hin und her zu reiten. Eine Lächerlichkeit, die dem Staate Millionen kostete, aber gewiß ebensoviel Bewunderer gefunden haben wird, als die unnützen Fürstenspielereien der späteren Zeiten.

Nordwärts von Pozzuoli geht der Pfad fortwährend über Trümmer und Schutthaufen zur Solfatara.

Die Geologie ist eine Wissenschaft der neueren Zeit. Erst seit 50 Jahren setzt sie uns in den Stand, bei Betrachtung des Erdlebens aus der Sphäre der Einbildungskraft in die der Thatsachen zurückzukehren.

Unter den gegenwärtigen Lebensäußerungen der Erde machen sich die Vulcane und ihre Wirkungen am meisten bemerklich und ist die vulkanische Thätigkeit in Italien zumeist auf 2 kleine Kreise beschränkt, von denen der

{Blatt „48“, Vorderseite:}

der Aetna den einen, der Vesuv den andern Mittelpunkt ausmacht. Die ganze Gegend von Neapel ist ausgefüllt mit Feuerbergen, von denen nichts mehr als die eingestürzten Krater zu sehen, deren Boden jetzt häufig Seen enthalten. Auch die Solfatara gehört zur Reihe ehemaliger Vulkane, die Neapel umgeben und der Krater derselben stürzte wahrscheinlich durch Erdbeben zusammen und bildete dann eine Decke über den Feuerheerd, der noch nicht ganz erloschen ist, denn in der Ebene kommen aus unzähligen Spalten und Rissen fortwährend warme Schwefeldämpfe, deren Dünste an mehreren Stellen aufgefangen und zu Gasbädern benutzt werden, welche in Hautkrankheiten sehr heilsam sein sollen.

Gar nicht weit davon entfernt liegt die bekan[n]te Hundsgrotte, die freilich bei dem jetzigen Stand der physikalischen Kenntnisse eine geringere Anziehung ausübt, als früher.

Sie wurde deshalb so genan[n]t, weil sie am Boden und an den Seiten dergestalt mit kohlenauerm Gas angefüllt ist, daß ein Hund davon nach einigen Augenblicken betäubt wird, bei längern Aufenthalt aber stirbt. Den Unverschämtheiten des Aufsehers dieser Grotte <gegenüber>, die eher ein Loch genannt werden sollte, ist es nothwendig allemal zu accordiren. Auch sollte man lieber das Hundeexperiment gar nicht vornehmen lassen und statt des grausamen Versuches mit dem Hunde, der erst in freier Luft sich allmählich wieder erholt, gnügt es

{Blatt „48“, Rückseite:}

am Verlöschen eines Lichtes dieselbe Wirkung zu beobachten.

Von da zurück über die <sogean[n]te> villa des Cicero hinaus[#] immer am Rande der Bucht fortgehend gelangt man endlich nach Bajae.

*# die aber ~~noch~~ <aus> weiter nichts
als unzähligen Steinhaufen
besteht,*

*Das Hotel della regina ist eine ganz
kleine Osteria, aber alles, was ich be-
kam war gut und das Bett reinlich.*

Januar 1839.

*Müde und matt saß ich noch am späten Abend in meinem Lehn-
stuhl und ließ italische Bilder vor mir vorüberziehen. Ich
sah im Geiste die Tempel und Thermen, die Villen des
Scipio und Cicero von Reben umschlungen, die Hügel von
Falern, wo die Winzer bacchantische Feste feierten. Der
Mittelpunkt aller Schönheit aber war ein weites Thal,
von reizend geformten Hügeln umgeben, auf welchen
zwischen Orangenhainen und blühenden Myrthenwäldchen
die Säulenhäuser der römischen Großen ragten und dort,
wo es sich gegen die Bai öffnete, lag die Sybaris der Welt-
beherrscher, von der die Dichter sagten, daß die Freude
und Lust hier niemals ihren Kreistanz endige.*

*Und was ist Bajae heute? Weniger
als ein Schatten von ehemem. All'
die Herrlichkeit des Alterthums
ist verschwunden, nur wüste Trüm-
mer und Säulenstücke, zerbrochne
Simse und unkenntliche Brocken
von Bildwerken sind über das Land
zerstreut und unscheinliches Mauer-
werk ragt da und dort über Schutt-
hügeln und aus dem Gestrüpp hervor.
Giftige Dünste hauchen den Tod aus Sümpfen, wo vor*

{Blatt „49“, Vorderseite:}

18 Jahrhunderten die üppigsten Gärten in voller Pracht dufteten und da, wo 100000 Menschen Freudenfeste feierten, und das Gold einer eroberten Welt in Strömen floß, wohnen jetzt einige arme Fischer und Winzer in elenden Hütten. Der Fluch der Unfruchtbarkeit hat die Felder fabelhafter Ueppigkeit getroffen. In ganz Italien giebt es keine ödere, unheimlichere Gegend als die von Bajae. Selbst für den Kunstfreund bietet sie vergleichsweise nur dürftige Ausbeute; denn obschon die ganze Landschaft mit Trümmern übersaet ist, so sind doch nur wenige Ueberreste vorhanden, die durch Grösse das Auge fesseln. Die ansehnlichsten sind ein Tempel der Venus und die rotunda eines Merkurtempels.

~~Selbst~~ <Auch> der berühmte Hafen Bajäs, von vulcanischen Gewalten gehoben und in Folge von Erdbeben, welche diese Gegend beständig heimsuchen, verwüstet, ist für die Schifffahrt gegenwärtig ganz unbrauchbar geworden. Der Grund des Meeres hat sich so sehr gehoben, daß nur ganz kleine Fischerfahrzeuge nur da einen Stationsort finden, wo zur Zeit des Augustus die vereinigten Flotten des weltgebietenden Rom's vor Anker lagen.

Nachdem ich vollständig ausgeruht hatte, trat ich am andern Morgen meine Wanderung, welche mir Fr. Friedlaender genau angegeben und vorgeschrieben hatte, von neuem an und bestieg vor allen Dingen

{Blatt „49“, Rückseite:}

*das nicht sehr weit davon entfernte Castell von Misenum.
Die Aussicht war herrlich, wie man sie soleicht nicht wieder
finden wird.*

*Von der Zinne des Thurmes übersah ich beide Meerbusen,
sowohl den von Bajae, als den von Neapel – mit allen
ihren Inseln, die ganze Küste von Gaeta bis hinüber
nach Sorrent, den Vesuv, das Castell St. Elmo bei
Neapel, den Posilipp, Puzzouli, Pompeji und Her-
culanum, den Monte St. Angelo und alle die Orte#,
an welche sich welthistorische Namen und Begebenheiten
knüpfen.*

*Ist der Tag günstig und die Atmos-
phäre rein, so kann man die Gestade
von Sicilien und den hochbeschnitten
Gipfel des Aetna entdecken, der, wie
ein lichtiges Wölkchen am südwestlichen
Horizont hervorschimmert.*

Leider war es an jenem Morgen nicht so heiter

{Blatt „50“, Vorderseite:}

und so fuhr ich auf einem kleinen Boot hinüber nach der Insel Procida. Abentheurer aus Griechenland hatten sich in früheren Jahren hier niedergelassen und eine Colonie gegründet, deshalb ist es auch noch Sitte, daß die Frauen zu gewissen Tagen ihre nationale Tracht, einen rothen Ueberwurf mit Goldstickerei anlegen und ihren Nationaltanz die Tarentella tanzen. Gegenwärtig hat sich diese Sitte erweitert und wenn ein Fremder in einer Trattoria sich sehen läßt, so werden die Kleider flugs angelegt und der Tanz beginnt, um ein passendes Geschenk zu erhalten.

Gewöhnlich tanzen ihn 2 Mädchen, die dritte schlägt den Tamburin dazu und singt. Klagen eines getrennten Liebhabers, auch wohl Trotz eines verschmähten sind meistens der Inhalt dieser Gesänge. In manchen von ihnen stehen Madonna und Cupido in Eintracht nebeneinander.

Die Tänzerinnen stellen sich einander gegenüber, ergreifen mit beiden Händen die Zipfel ihrer breiten Schürze und hüpfen bald links bald rechts. Bald stemmen sie die linke Hand in die Seite, und halten die Schürze mit der rechten hoch in die Höhe, bald ziehen sie die Schürze eng um die Kniee. Jeden Augenblick verändern sie ihre Stellung und ihr Spiel der Schürze.

Bald schweben sie bei einander vorbei, bald geben sie mit sanfter Beugung des Kniees und Hervorschleifen des Fußes sich das Zeichen, in der Mitte zusam[m]en

{Blatt „50“, Rückseite:}

zu kommen, lassen die Schürzen fallen, schweben im Kreise um einander und schlagen mit emporgehaltenen Händen die Castagnetten zusammen oder ahmen ihren Schall mit den Fingern nach. Die Laune der Tänzerin kann den Sinn, den vielleicht einer dieser Tänze ausdrücken soll, mit jedem andern vertauschen. Doch habe ich dabei nie etwas rohes oder Unanständiges bemerkt.

Nachdem ich die Festung erstiegen und mich an der herrlichen Aussicht über die nahe Küste und das Meer ergötzt hatte, fuhr ich in einer kleinen Stunde hinüber nach Ischia.

Sie ist die größte und schönste des ganzen Golfs und erhebt sich in Kegelform dem Meere ersteigend⁸ anfangs sanft, dann aber steil bis zum Gipfel.

Die ganze Insel ist in der That ein bloßer Vulkan, der im Grund des Meeres wurzelt. Auf der Seite nach Procida hin haben Erdbeben ein Stück vom Eiland abgerissen und die Trümmer davon ein Fels

⁸ meint sicher ‚entsteigend‘; Dieses Wort erscheint in einer ähnlich lautenden Formulierung u. a. in: Meyer's Universum ... Zehnter Band, Hildburghausen/Amsterdam/Philadelphia 1843, S. 114.

{Blatt „51“, Vorderseite:}

steht in der brandenden Fluth. Ihre Zinne krönt, wie fast überall hier, ein Kastell, das die Bucht vertheidigen hilft. Eine lange Brücke, kühn über den Abgrund hingeworfen, führt ~~≠~~ von der Insel hinüber. Mein Boot schiffte vorbei und landete in borgo d'Ischia, einem freundlichen am Ufer sich hinstreckenden Städtchen.

Die liebliche Lage der Insel zog zu allen Zeiten fremde Besucher herbei und wirkte auch auf mich zauberisch ein. Der Aufenthalt im heißen Sommer ist mehr auf der Nord als auf der Südseite zu empfehlen, weil jene den Einwirkungen der sengenden Sonne zu sehr ausgesetzt ist.

Ich kehrte in einer locanda an der piazza ein, wo ich recht gut logirt war, und wohnte in demselben Zim[m]er, wo vor einigen Jahren der König von Baiern, Ludwig I logirt hatte.

Merkwürdig bleibt mir immer noch, daß die Wirthin mir Abends eine gewärmte Bettflasche in's Bett gesetzt hatte. Als ich sie am andern Morgen darüber befragte und meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, bemerkte sie, daß der König Ludwig alle Tage ~~habe~~ eine Bettflasche habe erhalten müssen.

Nahe bei Ischia befinden sich warme Bäder, mit einem in eleganten Styl gebauten Kurhaus und hübschen Gartenanlagen, die im Sommer stark besucht werden, und machte ich mich am andern Morgen frühzeitig auf, um das Innere der Insel zu besuchen. Zuerst kam ich

{Blatt „51“, Rückseite:}

nach Casamicciola, einem andern Kurort mit warmen Quellen. Die Badeanstalten sind geräumig, leiden aber wie es mir schien, an dem großen Uebel Neapels, der Unsauberkeit und Unreinlichkeit. Lano⁹ war mein nächstes Ziel, ein Flecken, der malerisch an's Ufer gebettet, einen kleinen Hafen hat. Hier hielt ich mich nicht lange auf, sondern eilte sogleich nach Furia d'Ischia¹⁰, an der westlichen Seite des Eilandes. Der Weg ist reizend. Bald führt er am Meere hin, bald über blühende Thäler oder Hügel, von denen man die Hauptstadt, den Vesuv oder die Küste gewahrt und eine Fernsicht in den Ocean genießt.

Die Gestade des Eilandes selbst haben bei jedem Schritt eine andere Scenerie. Hier hängt ein weit vorstehender Fels durch eine schmale Erdzunge mit dem Lande zusammen, dort thürmen sich über den Wellen einzelne Klippen. Daneben erfreut die sorgfältigste Cultur. Jedes Eckchen Land, jeder Felsvorsprung, wo eine Hand voll Erde Platz findet, ist benutzt und angepflanzt. Die Gelände tragen Weinstöcke, die unter der Last der Jahre seufzen; in den Thälern winden sich die Baumreben um die schlanken Pappeln, um Oliven und Maulbeerbäume und knüpfen die alternden Stämme mit Laubgewinden zusammen. In geschützten Felsennischen beugen sich die hohen Feigenbäume und große Obstplantagen von allen Sorten nehmen die rauheren Lagen ein. In den Thälern mischen sich Orangen und Citronenwäldchen mit den zarten Boskets der Acazie und des Jasmins und an den sonnigsten und trockensten Stellen glühen Granatbäume und saftige Agaven und Aloe recken ihre Blütenkronen empor. Kaktusarten mit großen und gelben Blumen bilden

⁹ Dieser Ortsname ist im Manuskript undeutlich geschrieben und erscheint hier so wie in der zugrunde liegenden Literaturstelle: Meyer's Universum ... Zehnter Band, Hildburghausen usw. 1843, S. 115.

¹⁰ Dieser Ortsname ist im Manuskript undeutlich geschrieben und erscheint hier so wie in der zugrunde liegenden Literaturstelle: Meyer's Universum ... Zehnter Band, Hildburghausen usw. 1843, S. 115.

{Blatt „52“, Vorderseite:}

ganze Hecken oder bekleiden die verwitterte Oberfläche der Lavaströme, welche sich von dem Gipfel des ehemaligen Vulcans nach allen Seiten hin bis zum Meere erstrecken.

Viele Gewächse blühen auf diesem trocknen Boden, auf welchem nie eine Schneeflocke liegen bleibt, Sommer und Winter, wie <man> sie nur in den Tropenländern findet.

Selbst die Baumwollstaude und das Zuckerrohr kom[m]en hier fort und andre gleichartige Pflanzen gedeihen hier, genährt von der fruchtbaren milden Erde, erwärmt von dem im mütterlichen Schooße glühenden Feuer und von dem kräftigen Sonnenstrahl, der nicht sengt, weil er sich an dem Hauche des Meeres kühlt.

Von hier aus nahm ich ein Maulthier und einen Führer. Anfangs ritten wir zwischen Gartenmauern unter einem Dach von Obstbaumzweigen hin. So wie wir aber die Gärten hinter uns hatten, ging es steil aufwärts. Je näher dem Gipfel, je unwegsamer wurde es. Ungeheure Tuffsteinblöcke versperrten öfters den Pfad und wir mußten sie umklettern; an andern Stellen hingen Lavafelsen über unsern Häuptionern wie gefrorne Wasserfälle mit langen Zacken. Fünftehalb Stunden brauchten wir, den Gipfel zu erreichen und ganz ermattet klopfen wir an das Pförtchen der Einsiedelei, wo 2 Patres aus dem Kloster der Stadt abwechselnd ihre Wohnung haben. Sie hießen uns herzlich Willkom[m]en und brachten uns 1 Krug Bergwein und 1 großen Laib Weizenbrod.

Nachdem wir uns gestärkt hatten an den Gaben der Gastfreien Mönche erstiegen wir von ihnen geleitet, den

{Blatt „52“, Rückseite:}

äußersten, höchsten Rand des Kraters.

*Leider war der Himmel etwas bedeckt
und die Beleuchtung war nicht so prächtig.
Graue Wolken zogen ostwärts und an
ihnen sah man die Schatten des gezackten
Berges, auf dem wir standen.*

*Tief unten lag das Meer und die weit ausgeschnittenen Gestade
Italiens mit dem Vesuv, aus dessen Innern lichte Rauchwol-
ken emporstiegen. Der Vulkan, auf dem ich stand, schlum[m]erte
und nur, wenn seine mächtigeren Nachbarn Flam[m]en speien,
und glühende Lavaströme hinabrollen, soll er noch manchmal
Lebenszeichen von sich geben. Der Rückweg war nicht weniger
beschwerlich, als die Besteigung und erst auf der Hälfte des
Berges in der Umgebung der herrlichen Natur wurde der Weg
bequemer. Zwischen blühenden und fruchttragenden Orangen-
bäumen öffnete sich zuweilen ein Durchblick aufs Meer
und die Inseln.*

*Ein zarter, lichter Dunst, welcher
dem südlichen Italien eigen ist, warf
einen Zauberschleier über alle Gegen-
stände und erhöhte die Reize der Aus-
sicht um so mehr.*

*Mit Anbruch der Dämmerung kam ich nach Borgo
d'Ischia zurück und fuhr am andern Morgen mit einem
kleinen Boot bei Procida und Nisida vorbei nach
Neapel zurück, wo ich gegen 11 Uhr wieder eintraf.
Abends eilte ich zu Vetter Götzloff und erzählte
ihm und seiner lieben Gattin von den Freuden der ge-
habten Reise, die mich wie seelige Träume durchs ganze
Leben begleiten und ewig in Erin[n]erung bleiben werden.*

{Blatt „53“, Vorderseite:}

Januar 1839.

So war ich denn glücklich von meiner ersten Reise in die Umgebung Neapels zurückgekehrt und ich machte am andern Tage meinen ersten Ausflug in die Stadt. Unter den ungeheuern Volksmassen, die an mir vorüberzogen, habe ich nur wenige hübsche Gesichter bemerkt, es sind stumpfe formlose Gesichter. Die Männer, obgleich besser gebildet, als die Weiber, haben die schlaffe Haltung mit den übrigen Italienern gemein und fügen ihr nur noch etwas sehr Gemeines in ihren Manieren bei, das ihnen überall einen schlechten Ruf verschafft hat. Indessen ist das hiesige Volk sehr thätig und macht vor allen Dingen viel Spectakel. Ich hätte es für unmöglich gehalten, daß es etwas Lärmenderes gäbe als den boulevard in Paris, indessen wird dessen Getöse von dem des hiesigen Straßenlärm noch übertroffen, da hier das ununterbrochene Gerassel der Wagen zu allen Uebrigen kom[m]t, und der Franzose in der That noch ein stiller Mann gegen den Neapolitaner genannt werden muß, der nach der Oken-schen Eintheilung offenbar zu den Brustthieren gerechnet werden sollte, da der ganze Kerl blos aus Lunge zu bestehen scheint.

Man denke sich ½ Million solcher Schreier und man kann sich den furchtbaren Spectakel vorstellen.

Auch sind sie ungemein lustig und ein sorgloseres leichteres Volk kann's nicht geben. Diese himmlische Natur, die ja Alles schier von selbst giebt, erleichtert den untern Classen ihr Loos, das bei uns durch Hunger und Kälte oft so fürchterlich gemacht wird, gar sehr, indem sie von beiden so gut als gar nichts fühlen dürfen, wenn sie sich nur ein wenig f<r>ühren wollen. Vor meinen

{Blatt „53“, Rückseite, rechte Spalte:}

~~Augen~~ Hause spielt nun schon den ganzen Morgen ein Junge von 5 – 6 Jahren halb nackt mit den andern Kindern, die in der Regel ausser Mütze und Hemd auch nicht viel auf dem Leibe haben, die Garderobe-Ausgaben können also für sie nicht beträchtlich sein. Eine Stube ist für die ganze Familie hinreichend, da sie ja doch den ganzen Tag vor der Hausthüre oder auf der Straße liegen und Macaroni, die mit den ƒ wohlfeilen Liebesäpfeln gekocht ein ganz vortreffliches Gericht abgeben, kriegen sie für ein Paar Grani im Ueberfluß. Diese leichte Existenz macht sie denn auch lustig und leichtsinnig wie die Kinder, bei jeder Kleinigkeit laufen sie zusammen und schreien unbändig.[#]

Von dem tollen Leben in den Straßen der innern Stadt, die der Fremde wenig besucht, macht man sich gar keinen Begriff, man ist da in beständiger Gefahr gerädert zu werden. Wagen an Wagen rollt im schnellsten Trabe durch dieselben und da sie ohne Trottoirs sind, so weiß man sich oft nur durch Flüchten in die nächste Hausthür zu retten. Das Pflaster aus großen Lavaplatten zusam[m]engefügt ist schön, nur machen Staub und Hitze das Gehen beinahe unmöglich und es thut einem ordentlich wohl, wenn man aus diesem Gewirre heraustreten kann.

Mit Ausnahme der stundenlangen villa reale am Meer und der Straße Toledo, die in einem rechten Winkel auf die letztere~~n~~ zugehend die Stadt der ganzen Länge nach durchschneidet, sind fast alle Strassen sehr eng und da die den Golf in großem Bogen umziehende Stadt sich rückwärts an zum Theil sehr steile Hügel anlehnt, so

{Blatt „53“, Rückseite, linke Spalte:}

*# Blumenhändler und
Korallenverkäufer be-
stürmen den Fremden, so-
bald er sich blicken läßt.
Man muß freilich darum
feilschen und das Lohnend-
ste dabei ist die Explosion
der südlichen Natur. Erst
drücken Augen, Mienen
und Hände das beleidigte
Gefühl oder den Zorn des
Mannes über die Niedrig-
keit des gebotenen Preises
aus. Dann bricht der Wortschwall lavaartig
hervor. Er verwünscht sich selbst und schwört
bei allen Heiligen, daß er die Waare nicht
billiger lassen kann. Wie im Schmerz oder mit
einem verächtlichen Aufwerfen des Kopfes
reißt er die Korallen-
schnur, um die man han-
delt, stum[m] an sich und
geht weiter. Aber er
kom[m]t wieder, läßt die
Schnur vor unsern Augen
im besten Lichte spielen,
schmeichelt von neuem,
schlägt sich mit der Faust
auf die Brust, seufzt
und streicht endlich mit
einer Verbeugung das
Geld ein, um sich den
etwaigen Verlust von
einem andern weniger
kundigen Käufer doppelt
und dreifach ersetzen
zu lassen.*

{Blatt „54“, Vorderseite:}

sind auch wenige Straßen eben. Dafür entschädigen denn freilich die am Ende derselben sich eröffnenden Aussichten auf die mit starken Kastellen gekrönten Felsen, auf den Vesuv und auf das schimmernde Meer mit seinen weißen Segeln hinlänglich selbst für den Mangel bedeutender Architectur, die man allerdings fast gar nicht trifft, obwohl die hohen Häuser ein äußerst malerisches Aussehen durch die Balkons erhalten, die an denselben vor jedem Fenster angebracht sind.

Gewöhnlich laufen sie die ganze Länge der Etage hin und jedes Fenster hat den seinigen. Auf der Schattenseite sitzt und handirt zum mindesten die ganze weibliche Bevölkerung des Hauses, wenn sie nicht vor der Hausthüre oder in den Straßen, wo der Steile halber nicht gefahren werden kann, Platz nimmt.

Alle Geschäfte werden auch da besorgt; der Schuster hämmert auf der Straße und der Koch bratet wie in seiner Küche; man trocknet Wäsche, man näht, man kämmt sich und macht Toilette; ja es müßte wunderbar zugehen, wenn sie nicht fortwährend in der eifrigsten, drastischen Unterhaltung oder scheinbaren Streit unter sich oder mit den Nachbarn wä~~h~~ren, sodaß man sich am Quai Santa Lucia tagelang mit der Betrachtung eines solchen Hauses mit seinen 5 – 6 Balkons die Zeit vertreiben kann.

{Blatt „54“, Rückseite: unbeschrieben}

{Blatt „55“, Vorderseite:}

Januar 1839.

Ich stand eines Tages Abends auf dem Plateau unsrer Wohnung, als eben der Vesuv und das ganze Ufer des Busens über Castellamare bis Sorrent noch einmal von den letzten Strahlen der Sonne gestreift in Purpur und Violet aufleuchtete und mir sein felicissima notte zurief.

Wenn man in seiner Jugend von dem himmlischen Italien hört, so schmückt man sich das, was zu Hause als schön gilt, zu höherer Potenz aus. Das, was der Deutsche „schön“ nennt „das Freie“, kennt der Italiener nicht. Es ist leicht gesagt, die schönen Punkte um Neapel aufzusuchen, aber es ist schwer auszuführen; denn der Eingang zu solchen Punkten führt immer erst durch ein Haus. Von freien Plätzen, die dem Volke und dem gemeinsamen Genusse Aller zugänglich wären, ist gar keine Rede. Der ganze lange Bergrücken des Pausilippo, der sich von Nisita bis capo di Monte hinstreckt und von dort aus durch die casrini¹¹ in die terra di lavoro ausläuft, besteht aus Gärten oder Villen, sodaß vom Meere aus gesehen das Ganze wie ein gegen die Höhe angelegtes Schachbret aussieht, dessen Felder zwar grün sind von Gewächsen aller Art, die aber durch die strenge Absonderung eines Nachbarn gegen den Andern durch hohe Mauern, sowie durch den Unterbau, den das Erdreich erfordert, in lauter kleine Theile zerfallen.

Ich bin Stunden lang auf diesem Rücken hingegangen und habe nicht über die hohen Mauern des Weges hinwegsehen können, wobei noch die Aloeès¹² und Cactus, welche die Mauern begrenzen, zuletzt ihren Reiz verlieren, so sehr daß selbst einige der wenigen Palmen, die

¹¹ oder ‚cascini‘

¹² Nicht auszuschließen ist, daß hier ‚Aloëes‘ geschrieben wurde.

{Blatt „55“, Rückseite:}

es hier giebt, nur zeitweise die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen kön[n]en.

Es ist mir bei solchen Ausflügen nichts übrig geblieben, als hier und dort den Eingang in eine villa zu erbitten, der mir auch stets gewährt wurde.

Keine Stadt Italiens hat deshalb öffentliche Locale oder schöne umgebende Anlagen, zu denen man hinausgeht. Von Dörfern, die mit ihren Gärten und Wirthshäusern anziehen, ist hier keine Spur vorhanden. Es ist, als ob die Hitze die ganze Bevölkerung in die Schatten der Häuser und engen Straßen zusammenjagte, weil kein Wald dicht genug sein kann, um sie draußen zu schützen. Die Italiener haben weder Bedürfniß, noch Lust, durch Feld und Wald zu streifen. Solch ein Schweifen und Singen wäre hier eine Ausnahme.

Eodem

Es sind nun schon über 2 Jahrtausende, daß es jener zauberreichen Sirene gefiel, unter dem schönsten Him[m]el und da, wo die Wogen des tyrrhenischen Meeres am lieblichsten an die Gestade plätschern, in's Grab zu steigen. Dann kamen die heiteren Griechen, gaben sich den Offenbarungen der Sirene gefangen und siedelten sich mit einer neuen Stadt an der Seite der schönen Nachbarin an. So entstand Neapolis.

Aber die unholden Römer vernahmen die Sage von dem traulichen Griechenseeligen tête à tête, rissen neidvoll die Griechen aus den Umarmungen der Sirene, um die zauberhaften Reize auf sich wirken zu lassen,

{Blatt „56“, Vorderseite:}

und siehe, da konnten sich die römischen Großen der Fessel dieses lieblichen Aufenthalts nicht mehr entwinden. Lucullus, der geistreiche Feinschmecker, pflanzte üppige Gärten am Pausilipp, anlehnend an die steil gegen das Meer abspringenden Felsen von Pizzifalcone. Pollio, der raffinierte Schlemmer, siedelte sich ebenfalls dort an. Die Cäsaren schufen sich hier ein sans souci um das andre. Virgil selbst, der Zauberer und Sänger, begeisterte sich in der Sirenenstadt zu unsterblichen Gesängen.

*Da fiel Rom und wie ein Schattenbild
enthuschte auch die römische Herrlichkeit
dem Gestade der Sirene. Die Sänger
und Zecher flohen vor dem wilden
Völkerstrom, der sich mit Ungestüm
über die üppige Landschaft ergoß.
Und wie sie kamen und gingen, die Gothen und Longobarden, die Sarazenen und Normannen, die Hohenstaufen und Spanier, der alte Zauber wirkte ungeschwächt, die übermächtige Eigenart blühte fort. Die Tyrannen bauten Kastelle und die Mönche errichteten ihre geistlichen Zwingburgen, aber Neapel blieb Sirenenstadt und ist unstreitig eine der eigenartigsten Städte im alten abgeschliffnen Europa.*

Diese Eigenart zu verstehen, dazu gehört mehr als oberflächliche Reiseroutine und nur nach langen und unter verschiedenen Stimmungen angestellten Beobachtungen läßt sich ein günstiges und billiges Urtheil erwarten. Dem

{Blatt „56“, Rückseite:}

Fremden gegenüber hat der Neapolitaner seine eigene Moral, die er mit natürlicher Schlauheit applicirt. Ein Naturproduct, das durch die frühere Mißwirthschaft der Pfaffen zwar kein Culturproduct werden, aber doch bei seiner trefflichen Veranlagung nicht ganz zur Carricatur herabsinken kon[n]te.

15 Januar 1839.

Das Wetter schien sich zu ändern und der neapolitanische Winter zog ein; es regnet schon mehrere Tage und es ist höchst ungemüthlich in den Zimmern mit Steinboden.

Das hätte man einen vorsichtigen Reisenden wohl ersparen können und es würde nichts geschadet haben, wenn man im Allgemeinen mehr Bedacht darauf genommen hätte, daß die Fenster und Thüren besser schließen, als sie hier in Neapel zu haben scheinen; wie man überhaupt eine ganz besondere Vorliebe für unnöthigen und leicht zu vermeidenden Zug entwickelt findet, als ob man darauf ausgegangen wäre, ihn künstlich her zu stellen, wo er natürlich nicht schon vorhanden ist. Eine höchst bedenkliche Auffassung der Ventilation.

Kaum 1 Local kenne ich hier, welches sich nicht einiger durchaus unnützer Thüren erfreute, die mit dem größten Scharfsinn gewöhnlich einander so gegenüber stehen, daß es keinen Sitz in der Stube giebt, der nicht von allen Winden des Compasses umweht würde. Das ist denn doch sehr unangenehm für einen nordischen Reisenden, der in Betracht des südlichen Climas seine warmen Kleider und Ueberzieher zu Hause ließ.

{Blatt „57“, Vorderseite:}

Freund Friedländer, <mit dem ich endlich näher bekan[n]t geworden war und> der einen prächtigen Schlafrock mit Pelz gefüttert mitgebracht hatte, sah vergnügt und zufrieden darein, wenn ich mit meinen dünnen Röckchen mich in der hohen Stube und bei dem elenden Holzkohlenfeuer nicht erwärmen konnte.

Monat Januar 1839.

Das Intressanteste, ich möchte fast sagen alles Intressante, was Neapel von Kunstschatzen besitzt, ist im Museo borbonico zusammengehäuft, einer in vieler Hinsicht außerordentlich reichen, in einigen sogar der bedeutendsten Sam[m]lungen der Welt. Allerdings verdankt das Museum seine Schätze größtentheils den Ausgrabungen in Pompeji; eigentlich kunstliebende Herrscher, die einheimische oder fremde Productionen wesentlich gefördert hätten, scheint Neapel kaum gehabt zu haben, denn die Gemädegallerie ist sehr dürftig, sogar die neapolitanische Schule ist nichts weniger als gnügend vertreten.

Die spätern Maler Italiens ausgenommen kannte ich noch wenige von den verschiedenen Schulen. Von der ältern Richtung hatte ich noch so gut als nichts gesehen. Da das schlechte, regnerige Wetter fort dauerte, da sogar eines Tags der Vesuv ganz mit Schnee bedeckt war, mit Ausnahme des Krater's und der Lavaöffnungen, so nahm mich Friedländer alle Tage mit in's Museum und machte mich auf die schönsten und besten Sachen aufmerksam.

So ist z. B. von Spagnoletto ein betrunkenener Silen da

{Blatt „57“, Rückseite:}

von der prägnantesten Wahrheit und Energie der Darstellung aber der an sich widerliche Gegenstand ist anstatt mit der graziösen Noblesse und feinen Ironie der Griechen, wie man sie z. B. beim Barberini'schen trunknen Faun findet, mit einer solchen Unanständigkeit aufgefaßt, der Maler stand so sehr auf gleicher Höhe mit den Personen, die er darstellt, daß er in dieser Beziehung selbst ähnlichen Bildern von Rubens den Rang abläuft.¹³

Von schönen Arbeiten anderer Schulen findet man wenigstens einige höchst bedeutende, die einen für den geringen Gehalt der Mehrheit entschädigen müssen.

So waren von Rafael mehrere Portraits <da>, deren eines ein Mann von mittlern Jahren in schwarzer Tracht eine solche Meisterhaftigkeit zeigt, wie ich sie weder in Paris noch Brüssel gefunden hatte, dagegen gefiel mir das daneben hängende Portrait eines Cardinal weniger. Wie viel ungezwungener ist Titians Bild Paul III oder sein Philipp II, beides wahre Zierden der Galerie. Coreggio entzückte uns durch einige kleine aber sehr hübsche graziöse Bilder: eine reizende Hagar und eine Vermählung der heiligen Katharina, die ganz besondern Farbenreiz und Anmuth zeigt.

Das ist so ziemlich das Beste, was in der Gemäldegallerie zu sehen ist. Desto mehr ist jedoch die Antikensammlung zu berücksichtigen, die nur von dem brittischen Museum an Reichthum überboten werden möchte.

¹³ So wie beispielsweise hier hat Hübner bei der Übernahme oder Adaption von Literaturstellen Kommas weggelassen, wodurch sich der Sinn der jeweils abgeleiteten Formulierungen schwerer erfassen läßt. Hier verwendete Hübner folgende Literaturstelle: „So ist z. B. von Spagnoletto ein betrunkenen Silen da, von prägnantester Wahrheit und Energie der Darstellung, aber der an sich widerliche Gegenstand ist anstatt mit der graziösen Noblesse und feinen Ironie der Griechen, wie man sie z. B. bei'm Barberini'schen trunknen Faun findet, mit einem solchen Cynismus aufgefaßt, der Maler stand so sehr auf gleicher Höhe mit den Personen, die er darstellt, daß er in dieser Beziehung selbst ähnlichen Bildern des Rubens den Rang abläuft und nur mit Teniers oder Jordaens zu vergleichen ist.“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 31).

¹⁴ „andrer Arbeiten“ kommt nicht in der zugrunde liegenden Literaturstelle vor (vgl. Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 31).

{Blatt „58“, Vorderseite:}

Ich kann mich blos darauf beschränken, das Bedeutendste zu erwähnen: In dem Saal, wo die Halle der Flora sich befindet, wurden wir bald von dem großen antiken Mosaik der Alexanderschlacht gefesselt, sodaß wir sobald nicht wieder weg kommen konnten.

Wenn man die Vollendung der antiken Statuenn kennt, so kann man sich leicht denken, daß die Alten auch vortrefflich gemalt haben müssen; hier ist die Bestätigung dieses Satzes zu finden, denn herrlicher und lebendiger ist niemals ein Schlachtgewühl dargestellt worden.

Obwohl keine eigentliche Perspective, sowenig als Lichtvertheilung hier wahrzunehmen ist, so sind die Farben doch so glücklich vertheilt, daß Alles trefflich aus einander geht.

So unvollkommen auch die Ausführung des einzelnen Details ist, so vollendet schön ist doch die Zeichnung des Ganzen und jener schöne Rythmus der Linien, ohne den ein historischer Gegenstand nie recht zu seinem Werthe kom[m]t.

Abgesondert von dem Saal des Atlas, wo die Portraitbüsten die unübertreffliche Geschicklichkeit der Alten in dieser Kunstgattung uns darlegen, ist das Gemach mit der Gruppe des berühmten Farnesischen Stieres: Es ist dieß unstreitig eines der schönsten Werke der griechischen Kunst, die uns übrig geblieben sind und nur zu bedauern

{Blatt „58“, Rückseite:}

ist, daß es soweit gehender Restaurationen bedurfte. Die besser erhaltenen Theile der colossalen Gruppe, wie der Stier selbst, die Körper der beiden Helden und der Bacchanten sind von außerordentlicher Vollendung und jener großen Einfachheit des Styls, wie sie eben den besten Werken jener Periode eigen ist, deren edle Auffassung der Naturformen nur von ihrer Genauigkeit und Treue im Studium derselben überboten wird.

Viel weniger sprach mich dagegen der bekannte farnesische Herkules an, der mir hier im Original als eine viel zu schwerfällige Figur erschien, bei welcher der Kopf das Beste ist, der Körper aber mehr einem Biertrinker ähnelt.

In der Sammlung der antiken Bronzen gefiel uns ein betrunkner Faun auf einem Weinschlauch und die Statuette eines tanzenden Fauns, das von ganz unübertrefflicher Lebendigkeit der Ausführung und sonach ein Meisterwerk in seiner Art war.

Da des Guten zuviel hier war und man nie zuviel des Schönen sehen soll, so gaben wir heute die Besichtigung der übrigen Säle auf und behielten uns die Wanderung in den übrigen Theilen des Museums, welches die pompejanischen Alterthümer betrifft für ein ander mal vor.

Monat Januar 1839.

Eine solche Zudringlichkeit im Anbieten von Diensten, vermöge deren ein Kutscher Straßen lang

{Blatt „59“, Vorderseite:}

neben dem Fremden herfährt und seinen Wagen aufdringen will, eine so große Unverschämtheit im Betteln, eine solche Naivetät der Prellerei dürfte schwerlich sich irgendwo wiederfinden.

Ich bin mehrere Male von Herren, die besser gekleidet waren als ich, angebettelt worden und daß Damen im Schleier, die durchaus nicht lose Dirnen sind, um 1 Carolin bitten, ist gar nichts Seltnes.

Freilich gewöhnt man sich leicht an diese Unordnung, da das Volk im Allgemeinen nicht frech und anmaaßend ist. Es schämt sich nicht zu betteln, ist aber weit entfernt vom Trotz.

Januar 1839.

Nach einer schlaflosen Nacht in Folge des Lärmens, der im mein Zimmer drang, als ob die Hölle auf den Straßen Carneval feierte, sah ich endlich Neapel wieder bei einem schönen Tag. Es ist mir wie ein einziger großer Polichinellkasten.

Wenn man Gelegenheit hat, Seiltänzer und Kunstreiter fünften Ranges vor ihren Buden zu beobachten, so hat man das Gros des Neapolitaner's, Harlequin's in Civil, Pulicinell's im Negligé, Columbinen in Lumpen.

Steigt man hinauf in die höhern und höchsten Classen der Gesellschaft, geht man spatzieren in der herrlichen villa reale, studiert man die Insassen der Carossen, die Haltung und den Gang von dem, was in Sam[m]t und Seide

{Blatt „59“, Rückseite:}

dort florirt und den neapolitanischen Dialect spricht, so kann man an jedem Beobachter von Wahrnehmungskraft appelliren, ob er auch nur eine einzige Figur gefunden hat, welche auf einen ästhetischen Weltmenschen einen anständigen Eindruck zu machen vermöchte.

Die Herren wie im absichtlichen Sontagsstaat von Schneider oder Barbiergesellen; die Damen saloppen¹⁵, als hätten ihre Roben sich in ihrem Berufe geirrt und sollten eigentlich robes de chambre sein. Sie sieht aus diese neapolitanische beau monde, als ob sie mit Mehl und Eiern angerührt wäre.

Macht man einen Sprung in die Tiefe der Gesellschaft, da wo das Insectenpulver zur gebieterischen Nothwendigkeit wird, so dürfte Murillo in der Kunst zu copiren für ein Stümper zu halten sein.¹⁶ Um diese Gestalten zu malen müßte man statt zum Pinsel zum Besen greifen, und erst eine neue Farbe erfinden, etwa ein Gemisch von Schornsteinruß und Gassenkoth. In diesen Gesichtern liegt ein solches Maas von Alltagsgemeinheit, eine solche Heruntergekom[m]enheit, daß der momentan pikante Character dieser Genrebilder in der nächsten Minute uns verschwommen erscheint.

Alles schwimmt zu einem Chaos hier zusammen und nur der Schmutz und die soziale Anarchie der Strasse bleibt, auf der man kocht, brät, verdaut und schläft. In den Häusern, wo kein Hausmann fungirt, ist gewöhnlich die Treppe bis in's zweite Stock voll Unrath und im Theater St Carlo wie im Theater Polichinello fällt es keinem Menschen ein,

¹⁵ „saloppen“ ist fehlerhaft aus folgender Literaturstelle übernommen: „Die Herren wie im absichtlichen Sontagsstaat von Schneider- oder Barbiergesellen; die Damen – saloppe, als hätten ihre Roben sich in ihrem Berufe geirrt ...“ (Über Land und Meer. Allgemeine illustrierte Zeitung, Bd. 28, Stuttgart 1872, Nr. 30, S. 18 f.).

¹⁶ Hier liegt offensichtlich eine Verunstaltung folgender Literaturstelle vor: „Machen wir jetzt einen Sprung in die Tiefe der Gesellschaft, da, wo das Insectenpulver zur gebieterischen Nothwendigkeit wird, so habe ich Murillo für einen Stümper in der Kunst zu kopiren zu halten gelernt.“ (Über Land und Meer. Allgemeine illustrierte Zeitung, Bd. 28, Stuttgart 1872, Nr. 30, S. 19).

{Blatt „60“, Vorderseite:}

die Orangenschaalen oder Papierstreifen aller Art wegräumen zu lassen. Ueber alle Maßen frech und flegelhaft sind die Fiaker, die schwierigen Kerle brüllen einen nicht nur an, sondern sie fahren in Schlangenwindungen um Einen herum und spritzen so den Räderkoth auf Einen.

In summa, es ist eine totale verkom[m]ne Gesellschaft das Straßenvolk.¹⁷ Es kocht, ißt und trinkt auf den Straßen und verunreinigt sie in ungenirtester Weise.

Alles dieses tolle Treiben ist für einen Nordländer eine entsetzliche Pein und läßt ihn erst Ruhe finden, wenn er die Stadt von Ferne sieht z. B. am Posilippo. Dort sieht man Neapel zur Linken, wie es prächtig in einem Halbkreis bis zum Fort St. Elmo aufsteigt und sich um den ganzen Golf herum bis Castellamare fortsetzt. Dahinter der rauchende Vesuv, im Meere die Insel Capri, und das Meer selber wie ein blauer Spiegel, dessen Rahmen der Horizont bildet.

Januar 1839.

Ganz nahe am königlichen Schloß, das neben dem castel nuovo sich befindet, liegt das große Theatre St. Carlo, das im In[n]ern im Jahre 1816 total abgebrannt, aber nach dem ursprünglichen Plane wieder hergestellt ist. Es hat 6 Stockwerke <Logenreihen> über einander und in jeder Reihe befinden sich 36 Logen, sodaß es wohl unter die größten Theater der Welt gehört. Auch werden in demselben die gepriesensten Werke von alten und neuen Componisten wie z. B. von Rossini, Bellini und Mercadante aufgeführt; allein die Vollkom[m]enheit, mit welcher in Deutschland die Opern aufgeführt werden, fand ich hier keineswegs. Zuvörderst kam es mir höchst

¹⁷ So wie beispielsweise hier hat Hübner bei der Übernahme oder Adaption von Literaturstellen Kommas weggelassen, wodurch sich der Sinn der jeweils abgeleiteten Formulierungen schwerer erfassen läßt. Hier verwendete Hübner folgende Literaturstelle: „In Summa, es ist eine total verkommene Gesellschaft, das Straßenvolk von Neapel.“ (Über Land und Meer. Allgemeine illustrierte Zeitung, Bd. 28, Stuttgart 1872, Nr. 30, S. 19).

{Blatt „60“, Rückseite:}

sonderbar vor, daß in der ganzen Wintersaison blos eine einzige Oper alle Abende gegeben wurde und daß das neapolitanische Publicum sich dieses ruhig gefallen ließ. Man gab nämlich ein und alle Abende die Oper „il giuramento“ von Mercadante und war dieses Werk eines der besseren von den bekan[n]ten italienischen Operncomponisten; allein ein und dasselbe Werk alle Abende hören zu müssen ist doch zuviel. Nun kom[m]t auch noch dazu, daß die Sänger selbst nicht ausgezeichnet waren; nur 3 derselben Nourrit, die Salvi Spech und die Pucini waren wirklich vorzüglich. Die Chöre waren sehr schwach besetzt und hatten gar keine Action, sodaß eine Oper in Dresden und Berlin, in München oder Braunschweig die hiesige in jeder Hinsicht übertrifft. Auch war die Beleuchtung so mangelhaft, daß manchmal in dem großen Hause eine wahre ägyptische Finsterniß herrschte. Nur wenn ein Geburtstag

{Blatt „61“, Vorderseite:}

am Hofe gefeiert wurde, oder wenn sonst eine Feierlichkeit dort vor sich ging, wurden die vor jeder Loge befindlichen Candelaber angebrannt. Dann strahlte aber auch das Innere des Hauses wie ein Feenpalast und 2 Gardisten standen auf der Bühne Wache.

Ebensowenig entzückten mich die Vorstellungen im Circus, wo ein gewisser Guerra damals der Liebling des Publicums war. Die Pferde waren nicht elegant genug und die Witze der Clowns etwas indecent, wie es mir schien.

Januar 1839

Mit Freund Friedländer besuchte ich an einem Wochentag das königliche Schloß, das von Außen sehr einfach aussieht. Wir gingen gleich die Treppe hinauf, ohne angehalten zu werden und wurden ~~erst~~ <erst> oben auf dem Corridor von einem Herrn aufmerksam gemacht wohin wir uns zu wenden hätten, um im Schlosse herumgeführt zu werden.

Die Vorderseite des Schlosses zeigt in ihren 3 Stockwerken, die dorische, ionische und gemischte Säulenordnung, nur daß die meisten Bogen des Erdgeschosses der Festigkeit wegen vermauert worden sind. Im Innern dagegen excellirt die prachtvollere Treppe, an deren Fusse die Bildsäulen

{Blatt „61“, Rückseite:}

des Ebro und Tajo stehen. Von da gingen wir zuerst auf die Gartenterrasse, von wo man die schönste Aussicht über den ganzen Hafen und die herrliche Umgebung hat. In den Zimmern selbst sind die Gemälde meist ohne großen Kunstwerth und nur in einem derselben war ein „Abendmahl“ von Leonardo da Vinci, das sich vor Allen auszeichnete. Der Thronsaal ist mit rothem Sammet ausgeschlagen und die Nebengallerie enthält einige herrliche Porzellanvasen von Sèvres sonst ist der Luxus durchaus nicht übertrieben.

Aber auch in allen diesen Gemächern vermißten wir die Eleganz und Noblesse, wie sie sonst in dergleichen Schlössern in England, Frankreich, Deutschland und so weiter zu finden ist.

Kirchen besitzt Neapel etwa 300; doch sind die meisten derselben von geringem Intresse. Die architectonische und künstlerische Ausstattung der älteren unter ihnen ist im 18. Jahrhundert nach den barocken Geschmack der Zeit, der gerade hier seinen Höhepunkt erreicht zu haben schien, verunstaltet worden.

Dagegen besitzen sie noch eine große Fülle von Grabmonumenten, die für die Geschichte der Sculptur von großer Wichtigkeit sind. Auch knüpfen sich soviel culturhistorische Beziehungen an dieselben an, daß für die genauere Kenntniß Neapels der Besuch einer grösseren Anzahl unter ihnen jedenfalls unerläßlich ist.

{Blatt „62“, Vorderseite:}

Februar 1839.

*Ich wurde von Tag zu Tag immer näher mit Friedländer be-
kannt und schließlich zogen wir zusammen und mietheten ein klei-
nes Stübchen am Schloßplatz im 6^{ten} Stock, wo wir eine wunder-
volle Aussicht über einen großen Theil von Neapel und der
Umgebung hatten. Unsere Stube war zwar klein, aber wir
konnten heraus auf das Plateau treten.*

*Von nun an gingen wir regelmäßig fast jeden Tag in das
Museum und sahen nachträglich die Galerie der antiken
Wandmaler[e]ien aus Pompeji, dem eigenthümlichsten und
originellsten Theil des ganzen Museums, weil das, was
sich hier vorfindet sonst nirgends weiter zu sehen ist.
Es kommt einem vor, als träte man
in eine neue Welt, wenn man diese
Reste sieht, die uns über das Leben*

{Blatt „62“, Rückseite:}

und die Gewohnheiten, über die Kunstfertigkeit und den Geschmack jener Zeiten so anziehende Aufschlüsse geben.

Was mich am meisten überraschte, war nicht die Fremdartigkeit der Sachen, sondern im Gegentheil eher ihre große Verwandtschaft mit unsern Zimmerverzierungen.

Allerdings sind letztere größtentheils darnach gearbeitet und schon Raphael hat Einzelnes der Art offenbar benutzt, als er die Loggien im Vatican verzierte. Unverkennbar ist der freundliche Eindruck, den diese Zimmer gemacht haben müssen und einzelne der sich auf alle möglichen Verhältnisse auch des täglichen Lebens beziehenden Figuren Gruppen sind von überraschend schöner Composition, sowie selbst der Färbung und würde es vielleicht unsern besten Stubenmalern gar sehr zu schaffen machen, dergleichen zu überbieten.

Tritt der feingebildete plastische Sinn der Alten schon in den Wandmalereien so sehr hervor, so thut er dieß auch mit weit grösserer Vollendung in den Geräthen, von denen das Museum eine unermessliche Sam[m]lung besitzt, die bei den Ausgrabungen von Pompeji gefunden und hierher geschafft wurden.

Es ist wirklich gar nicht zu sagen, wie schön und zweckmässig diese Gegenstände sind und wie sehr den unsrigen in ihrer anmuthigen Form überlegen.

Dabei hat nun Alles den großen Reiz der Handarbeit für sich und der Freiheit, die sie mit sich bringt, während man diesen Gegenständen bei uns die Fabrication und den Drehstuhl

{Blatt „63“, Vorderseite:}

ansieht. Ihre Oefen und Sparherde würden durch ihre zweckmässige Einrichtung meine Mutter entzückt haben, die eine große Passion für die Verbesserung solcher Dinge hatte; ihre Lampen u. Vasen machten unsre Bewunderung aufs neue rege durch die unerschöpfliche Fülle von Anmuth, die daraus sprach.

Daß ihre Waffen von nicht ~~is~~ minder schöner Arbeit zeugen, läßt sich denken von einem so vorzugsweise kriegerischem Volke.

Das Museum enthält noch weitere aus der Asche von Pompeji hervorgezogene große Sam[m]lung¹⁸ von Gerätschaften aus Metallen, in denen allerdings unsere Zeit eine weit größere technische Ausbildung zeigt, von geschnittenen Steinen, von Münzen, Gläsern und selbst Manuscripten, deren Betrachtung allerdings Monate erfordern würde, wenn man das Alles nur einigermaßen mit Aufmerksamkeit durchstudieren wollte, weshalb wir nur das zunächst Liegende in Augenschein nahmen.

¹⁸ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Sammlungen“ statt „Sammlung“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 41).

{Blatt „63“, Rückseite:}

Außer dem museo borbonico hat Neapel nicht viel Sehenswerthes aufzuweisen oder es ist wie in den Kirchen unter so argem Wust von widerlich überladenen Verzierungen und Schnurrpfeifereien aller Art versteckt, daß man beinahe den Muth verliert, sich durch zu arbeiten.

Die Kathedrale von St Gennaro ist davon ein glänzendes Muster; und einen solchen Haufen von geschmacklosem Zeug habe ich noch selten beisammen gefunden.

So war z. B. die Facade von italienisch gothischem Geschmack, während rund herum alles übertüncht und modernisirt ist.

Die Säulen sind von antiken Tempeln gestohlen und in einer Seitencapelle finden sich Spitzbogen auf antiken Säulen aufgesetzt, sodaß das Alles aussieht, als wenn es die Vögel zusammengetragen hätten. Von nicht bessern Geschmack ist St Anna, die, ebenfalls gothisch angefangen, mit allen möglichen späteren Baustylen fortgesetzt und verunstaltet worden ist.

Dagegen gehören die verschiedenen Kastelle zu den malerischsten Parteen Neapels, besonders das auf der Höhe ganz Neapel beherrschende St Elmo, von wo man eine wundervolle Aussicht über den Golf hat. Letzteres nimmt sich am besten vom Posilipp her aus, wohin einer der schönsten mit tropischen Bäumen und Gewächsen bepflanzten Spatziergänge der Stadt sanft ansteigend führt und auf beiden Seiten mit einer Unzahl von Villen und Palästen besetzt, überall die herrlichsten Aussichtspunkte darbietet. Die Aussicht von Ca-

{Blatt „64“, Vorderseite:}

maldoli, das noch 1 Stunde oberhalb von St Elmo gelegen ist, gefiel mir noch besser. Wir ritten eines Tags an einem heitern Nachmittag lange durch die am Hügel hinauf sich ziehenden ärmeren Theile der Stadt, bis wir endlich das Thor passirend in eine ganz einsame Gebirgsschlucht kamen, die meist in dichtem Walde zu dem 2 Stunden entfernten auf einem ziemlich isolirten Berg gebauten Kloster aufwärts führt. Der Blick durch die dunkeln Cypressen des Klostergartens auf den Golf ist entzückend schön und überaus wohlthuend ist die tiefe heilige Stille, die hier herrscht, nach dem Gewühl und Lärm der Stadt, die wir soeben verlassen.

14. Februar 1839.

Wir waren schon 6 Wochen in Neapel und es drängte uns nunmehr endlich den Vesuv zu besteigen. In unsrer Gesellschaft befand sich ein Doktor philosophiae Abeken aus Hannover, den wir bei Götzloff kennen gelernt hatten. Es war ein gelehrter, aber höchst pedantischer Mann in den mittleren Jahren. Wir bestiegen am Thor ein curicolo, das mit 1 Pferde bespannt <ist> und blos 2 grössere Räder hat, auf welchem jedoch manchmal 10 Personen fortgeschleppt werden. Ohne Ende ist diese Fahrt längs des Golfs. Bei jeder Biegung tritt einem ein neues Schauspiel entgegen und die ganze meilenweite Küste bis Torre dell'Anunziata ist nur eine einzige zusammenhängende Vorstadt, mag man die einzelnen Theile derselben auch Portici, oder Resina, oder Torre del Greco oder dell'Anunziata heißen.

{Blatt „64“, Rückseite:}

In Resina umringte uns eine Schaar von Eseltreibern, Lazzaroni's und Führern <, von denen wir einen> ~~und wir~~ nahmen ~~einen Führer~~, der unsere Fleischwaaren, Brod und Wein trug, das wir in Neapel eingekauft hatten. Nachdem wir unter vielem Lärm und Geschrei 3 Esel gemiethet hatten, ritten wir stets bergauf und langsam. Die Straße führt durch Weingärten und Felder, auf denen unser nordischer Roggen recht gut gedeiht. Allmählich breitet sich links die campanische Ebene aus bis zu den Apen[n]inen dahinter und über Neapel erschienen in der Ferne die Höhen von Gaëta; vor uns aber dampfte der Vesuv aus seinem Aschenkegel, der uns braun und grau entgegenstarrt ohne die Ahnung einer Vegetation. Die Strasse windet sich hinauf im Zickzack bis zu jenem Vorgebirge, auf welchem sich die Wohnung des sogenannten Eremiten befindet. Es ist dieß ein ganz sonderbarer Punkt.

Wer je einmal über den Vesuv gelesen hat, der weiß, < daß> derselbe aus 2 Theilen besteht: der Somma und dem eigentlichen Vesuv oder Aschenkegel. Die Som[m]a ist derjenige Theil des Berges, welcher von demselben erhalten ist, als im Jahre 69 nach Christi Geburt der fürchterliche Ausbruch erfolgte, welcher Pompeji verschüttete und dem Vesuv seine heutige Gestalt gab.

Als nun die gedachte Eruption stattfand wurde nicht die Mitte des Kraters durchbrochen, sondern der Ausbruch fand vielmehr auf der Südseite statt und die ausströmenden Laven bildeten allmählich einen Kegel, den man Aschenkegel nen[n]t, d. h.

{Blatt „65“, Vorderseite:}

den heutigen eigentlichen Berg. Bei dieser Katastrophe blieb aber von der Somma nur der nördliche Theil stehn und er umgiebt noch heut zu Tage den Vesuv und zeichnet sich durch eine außerordentliche Zerklüftung aus, die wie ein aufrechtstehender Spitzenkragen sich zu dem Kegel des Vesuvs hin[n]eigt. Letzterer übertrifft den Rand der Somma um ein Bedeutendes. Zwischen letzterer und dem Vesuv zieht sich im Bogen ein wüstes Thal hin, welches sich im Westen plötzlich öffnet. Quer vor diese Oeffnung legt sich nun wie ein Riegel ein niedriger Höhenzug, der sich vom Aschenkegel des Vesuvs nordwestlich hinzieht und dann abbricht.

Wahrscheinlich ist es ein alter Lavastrom, der hier aufgestaut und erkaltet ist, und wie man sie vielfach noch beobachten kann.

Auf der Spitze dieses Riegels liegt das Eremitenhaus und von hier aus kann man die einzelnen Lavaströme verfolgen, die bald gerade, bald in Krümmungen wie ein Strom oder Gletscher dahin in die Tiefe sich hinziehen.

Die Aehnlichkeit zwischen einem Lavastrom und einem Gletscher ist ganz erstaunlich. So wie die Schneemassen sich von den Höhen herabsenken und verschiedene Arme bilden, die sich trennen und von neuem vereinigen; so wie die Gletscher den Rand des Felsbettes, in dem sie sich bewegen, annagen und Erde mit sich fortführen, die dann in Moränen und verschiedenen Gletscherarmen nebeneinander

{Blatt „65“, Rückseite:}

fortlaufen und zuletzt miteinander verschmelzen, ebenso findet sich das Alles bei den Lavaströmen, die wie die Gletscher an einzelnen Stellen ganz mit Sand und Geröll bedeckt sind.

Wir hatten den bekan[n]ten lacrymae Christi nicht getrunken und ritten auf dem leise ansteigenden Höhenzug bis zum Fusse des Aschenkegels und in das Thal zwischen Somma und Vesuv. Hier hört nun mit einem Male Alles auf, was uns mit der Welt verband. Keine Pflanze fristet hier mehr ihr kümmerliches Dasein, kein Gräschen, nicht einmal eine bescheidne Flechte gedeiht. Nur von der Zackenkronen der Somma schimmert ein mattes Grün, aber die innere Wand ist braun und grau wie der Aschenkegel ihr gegenüber und Risse¹⁹ furchen die senkrechten Felsabhänge.

Von hier an beginnt das Steigen und hier mußten wir die Esel stehen lassen, die ein k. Gensdarm zu bewachen hat und wofür er natürlich von den Reisenden bezahlt werden muß.

Wer je einmal einen steilen Berg hinauf gegangen ist, auf dem der Schnee ein paar Fuß hoch lag, oder wer je einmal einen sandigen Abhang hinaufgekrochen ist, wie er auf der Insel Rügen und an der Ostseeküste so häufig vorkom[m]t, der weiß, wie dieser Gang auf den Vesuv ermüdet. Glücklicherweise dauert er nicht lange und höchstens 1 Stunde.

Aber geradezu schändlich ist es, wenn man später, nachdem man sich abgeplagt und geschunden hat, hören muß, daß es einen guten Weg, der auf der

¹⁹ Die Lesung „Risse“ steht unter Vorbehalt. Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Rillen und Karren“ statt „Risse“ (vgl.: Passarge, Louis: Fragmente aus Italien, Berlin 1860, S. 144).

{Blatt „66“, Vorderseite:}

harten Lava in die Höhe führt, geben soll. Damit nun aber die Fremden genöthigt werden, sich noch besonders von Leuten unterstützen und hinauf ziehen zu lassen, werden sie auf einem Wege hinaufgeführt, wo kein fester Grund vorhanden ist und wo man in dem tiefen Aschensande in kurzer Zeit ermüden muß.

Wir hatten keine besondere Hülfe nothwendig und lehnten daher alle Anerbieten im Voraus ab.

Nichts destoweniger war das Steigen auf der Asche höchst beschwerlich. Man hat nicht bloß die Anstrengung des Steigens zu überwinden, man findet auch selten gar keinen Grund. Denn bald bröckelt die Spitze ab, auf welcher wir treten, bald wankt das Lavastück unter den Füßen und man taumelt in jedem Moment. Man stürzt sehr oft und muß oft mit den Händen und Füßen kriechen, wobei man sich die Hände an den Lavastücken gewaltig zerschneidet. Endlich nach einem einstündigen Steigen erreichten wir die Höhe und ruhten auf steinernen Bänken, die man in einer Vertiefung aus Lavastücken errichten hat, ein wenig aus. Der Wind wehte von Osten empfindlich kalt und die Weinflaschen gingen tapfer im Kreise umher und die Orangen erfrischten die ermatteten Lebensgeister, während mittlerweile unsre Führer in den heißen Lavaspalten Eier sotten, die in 5 Minuten zu genießen waren.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, machten wir uns auf zum Krater näher heranzugehen. Wir hatten schon

{Blatt „66“, Rückseite:}

vieles über den Krater gehört, aber das Eigenthümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Ich hatte mir gedacht, der Krater sei eine Vertiefung der Spitze, in welcher sich ein oder mehrere Kegel wieder erheben, aus denen Feuer, Rauch und Steine hervorbrächen. Allein dem war nicht so, der Krater am Vesuv hatte eine große Vertiefung, in welche man damals wie in ein kleines Thal hinabsteigen konnte. Nur gegen Süden stand ein kleiner Aschenkegel, der ruhig war und nur von Zeit zu Zeit einigen Rauch von sich gab. Wir stiegen hinab bis an diesen Kegel; es war kein Getöse und Zischen zu vernehmen und wir kon[n]ten den ganzen Kraterrand umgehen, das ungefähr eine Viertelstunde Zeit erforderte. Rauch und Qualm hinderte uns durchaus nicht. Dagegen war die Aussicht wundervoll und da der Vesuv nicht sehr hoch ist, so kon[n]ten wir die wundervolle Umgebung Neapel und die Inseln im Golf ganz deutlich erblicken.

{Blatt „67“, Vorderseite:}

Aus dem unübersehbaren Kranze des herrlichen Campaniens, das zu unsern Füßen lag, blitzten überall kleine Städte und Dörfer, Klöster und Schlösser in Fülle aus der üppigen Ebene empor oder lehnten sich an den prachtvollen Zug der Gebirge, die uns von drei Seiten umgebend die riesigen Arme weit in's dunkelblaue Meer hineinstreckten, in dem die köstlichen Perlen, Capri, Ischia und Procida gebettet lagen, wie ein Blumenstrauß auf dem Busen einer schönen Frau.

Das schwelgende Auge umfaßt unübersehbaren Reichthum, in welcher wolüstigen Symphonie von Farben der rauchende Vesuv den alles beherrschenden tiefen ernsten Baß ab²⁰. Gerade wie die alten Egypter bei ihren üppigen Gastmalen das verschleierte Bild des Todes an die reiche Tafel setzten, wohl eben so sehr um den Genuß des Lebens zu erhöhen, als um den Uebermuth desselben durch die ernste Mahnung zu zügeln.

Die beständige Drohung des kleinen schwarzen Kegels ist just der größte Zauber dieser Gegend, wie ihn zusammengenom[m]en mit so vielem Anderem vielleicht nur wenige Punkte auf der ganzen weiten Erde mehr auf zu weisen haben.

Der goldne Schleier, welchen die Sonne über den Golf gebreitet, hatte sich bei tieferen Sinken in purpurglühend verwandelt, als wir den Berg hinabstiegen, <indem wir> in lustigen Wettlauf ~~z~~ den Weg, zu dem wir aufsteigend ³/₄ Stunden gebraucht, in weniger

²⁰ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „abgab“ statt „ab“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 72).

{Blatt „67“, Rückseite:}

als ¼ Stunde zurücklegten, wobei wir in der heißen Asche bei jedem Sprung so unermesslich tief einsanken, daß selbst auf diesem steilen Abhang ein Stürzen nicht möglich war. Nachdem wir wieder auf den Punkt gelangt waren, wo wir die Esel zurückgelassen und den königlichen Wächter auch königlich bezahlt hatten, setzten wir uns auf die dürren Rosinanten und waren noch nicht beim Eremiten gelangt, als schon braune Dämmerung uns umfing, die sich schnell in die dunkelste Nacht verwandelte. Doch einmal auf dem Fahrweg ging es in scharfem Trabe weiter, sodaß wir schon in 1 Stunde wieder in Resina waren und in kurzer Zeit wieder in Neapel darauf anlangten.

Februar 1839.

Am andern Tag war große Revue vor dem Großfürst Thronfolger, dem jetzigen Kaiser Alexander II von Rußland, auf dem ungeheuren Marsfelde, das ähnlich wie in Paris in der Nähe der Stadt lag. Gegen 40000 Mann in allen Uniformen mit herrlichen Pferden und Geschirren waren aufgestellt, um dem jungen 18 jährigen Prinzen zu imponiren; allein das Wetter war nebelig und naß, sodaß der Glanzpunkt verloren ging.

Ueberhaupt war gerade in den paar Wochen, wo dieser Prinz in Neapel war, so schlechtes unzuverlässiges Wetter, daß derselbe keinen guten Begriff von Italien bekom[m]en haben muß.

Nachdem wir uns mehrere Tage gestärkt und bei Vetter Götzloff vergnügte Stunden verlebt hatten, machte ich mich mit Fr. Friedländer auf, um nach Sorrent auf einige Zeit zu gehen. Zuerst langten wir in dem freundlichen

{Blatt „68“, Vorderseite:}

Castellamare <an>, das unterhalb Neapel am Fuße des Monte St. Angelo sich behaglich ~~ausbreitet~~ und mit seinen Schlössern und Kirchen gar vornehm sich ausbreitet. Wir stiegen in einer englischen Pension ab und machten es uns auf mehrere Tage bequem.

Ueberhaupt war F. <Friedländer> kein Freund von den sogenannten Dampfreisenden; er mußte alles genau sehen und das war gut für mich, denn ich hatte zeither Alles nur höchst oberflächlich betrachtet. Das erste, was Friedländer machte, wenn er sich an einem Orte niederließ, war, daß er das Bildniß seiner Mutter, welches der berühmte Maler Prof. Bendemann in Dresden gezeichnet hatte, aus seinem Koffer nahm und an einen passenden Ort in der Stube aufhing, damit er es stets vor Augen habe. Diese wahrhaft kindliche Liebe frappirte mich ungemein und ich gestehe ganz offen, daß ich in diesem Punkte tief unter ihm stand und mir vornahm, ihm auch in dieser Hinsicht ähnlich zu werden.

Februar 1839.

So weit mein Auge reicht, überall helles frisches Grün durch das Fenster, unter welchem der blaue Spiegel des mittelländischen Meeres sich ausbreitet, und balsamische Luft strömt in das Zimmer, in welchem eine kleine flüchtige Eidechse sog. lacerta, mit blitzenden hellen Augen herumschnellte. Fischerkähne durchzogen die glänzende Fläse. Lustige Bursche warfen

{Blatt „68“, Rückseite:}

unter Singen und Jodeln die Fischernetze aus, um die Bewohner der Tiefe aus ihrem feuchten Asyl herauf zu holen. Tausende und abertausende von reifen Früchten schimmern golden durch das dunkle Laub der zahllosen Orangenbäume, Kinder haschen bunte Schmetterlinge.

Alles ist verwandelt, das ist hier der Frühling Mitte Februar. Bei uns zu Hause liegt die Natur unter der weißen Schneedecke vergraben. Die Frostigen erstarrten Menschenkinder schließen ängstlich Thüren und ~~Schlösser~~ und Fenster und suchen Schutz am glühenden Ofen, der seine ungesunden Dämpfe ausqualmt.

So schön alles hier war, so sollten wir doch bald die Tücke der Menschen hier kennen lernen. Wir gingen früh aus, und bestellten für den andern Tag bei einem der herumlungernenden Eseltreiber 2 Esel, um nach Lettere zu reiten, das an der Seite des Gebirges in schöner Lage sich befindet. Nachmittags gingen wir zufälliger Weise denselben Weg und die Leute, mit denen wir früh wegen der Esel zum morgenden Tag contrahirt hatten, mochten wohl denken, daß wir ihre Esel nicht mehr brauchten und gingen uns nach. Ihnen folgten noch eine Menge andrer Müssiggänger und so entstand ein gewaltiger Auflauf. Als wir endlich fragten, was sie wollten, entstand ein ungeheures Zetergeschrei und einer von denselben zog ein Messer hervor, indem er mit demselben nach uns zu werfen drohte.

{Blatt „69“, Vorderseite:}

Nunmehr erklärte mein Freund Friedlaender, welcher der italiänischen Sprache soweit mächtig war, daß er unter diesen Umständen allerdings mit solchen Personen nicht contrahirt haben wolle und von dem Contract zurücktreten werde, worauf ein furchtbares Geschrei entstand und mehrere aus der Menge à la polizia riefen. Wir waren ebenfalls damit zufrieden kehrten um und gingen begleitet von der immer mehr anwachsenden Menge zurück in die Stadt zum Bürgermeister, dem der Vorfall von einem derjenigen Personen, mit dem wir am Morgen contrahirt hatten, vorgetragen wurde. Dieser entschied endlich, nachdem er auch unsre Einreden gehört hatte, daß wir dem Contracte gemäs nicht einseitig von demselben zurücktreten könnten und daß der Zwischenfall kein Grund zum Zurücktreten sei. Nach langem Hin und Herreden kam endlich ein Vergleich zu Stande, nach welchem wir die Hälfte des Betrags erlegten, für den wir die Esel auf morgen gemiethet hatten und der Contract mit dem Eseltreiber als erledigt angesehen wurde.

So war das Volk hier und es standen uns bei Friedländer's festen und hitzigen Character noch mehr dergleichen Scenen bevor.

Wir machten nun am andern Tag mit andern Eseltreibern den Ausflug nach Lettere und fuhren am dritten Tag in einem leichten corricolo auf einer der schönsten abwechselndsten Strasse der Welt in 3 Stunden nach Sorrent. Erst lange <drückte sie> sich an den steil in's Wasser abfallenden Felsen hindrük-~~kend~~, bis <sie> die Ecke herumbiegend auf einmal das berühmte piano von Sorrent vor uns lag. Im Vordergrund lag

{Blatt „69“, Rückseite:}

das freundliche Meta, als erstes der verschiedenen das piano mit ihren zerstreuten Häusern erfüllenden Oertchen. Dieses nun ist eine prächtige Terrasse, einerseits vom Meer begränzt, aus dem ein Fels beinahe senkrecht in gleicher Höhe emporsteigt und rückwärts sich an den Höhenzug anlehnt, der vom monte St. Angelo herunter bis zum cap Campanella sich hinzieht und den Golf von Neapel von dem von Salerno trennt. Etwa eine Stunde lang, ½ Stunde breit ist diese Fläche nur ~~E~~ ein einziger Garten von Oel, Limonen und Orangenpflanzungen ein Paradies, in dessen grünen Nächten zahllose Häuser sich schalkhaft verstecken, bald lustig heraus blicken; daneben das Gebirge; unter sich das Meer, gegenüber der Vesuv, Neapel, Ischia, Procida, cap Misenum und das Alles so bequem, daß man sich wundern kann, wenn in²¹ so anmuthiger Stelle nach und nach eine Colonie Fremder sich angesiedelt hat, die den freundlich bequemen Aufenthalt dem viel eigenthümlicheren Capri oder Amalfi zur Sommerfrische vorziehen.

Ohnehin bot sich Gelegenheit zu Ausflügen in verführerischer Fülle.

Da war Deserto ab St Agata mit einer prächtigen Aussicht auf Capri, das blühende stille Thal Airolo, vorzugsweise aber in nächster Nähe Punta di Capo, eine jener natürlichen Grotten, wie sie sich an den Felsen des Ufers so oft finden.

Auch sind die Ruinen eines Palastes noch in der Nähe zu finden und früher soll ein Herkulestempel da gestanden haben.

²¹ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „an“ statt „in“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 76).

{Blatt „70“, Vorderseite:}

Was Wunder, wenn wir da sitzen blieben und uns aus dem Duft und Schatten der Orangerhaine nicht leicht loszuwickeln wußten. Sorrent selbst ist ein kleines Städtchen, dessen Häuser nach allen Seiten auseinander laufen; sie klettern in die Höhe, sie steigen hinunter an's Wasser in den vielfachen Schluchten, die das piano durchschneiden.

Hier ist jede Felsnische ein Gärtchen und jedes Eckchen, wo ein Korb voll Erde haften kann, pflegt die Menschenhand. Hier ~~prägt~~ <prangt> die ~~die~~ Blütenpyramide der Aloe in den Spalten des Gesteins; Myrthen und andere duftende Sträucher grünen immerdar und Wälder von Oliven wechseln mit Citronen, Orangen und Weingärten ab, wozu die seltsam ausgezackten Kalkfelsen die Staffage bilden. Sorrent selbst prangt mit seinem Kastell auf hohen

{Blatt „70“, Rückseite:}

von tiefen Schluchten zerrissenen Felsen. Das Städtchen ist ein Labyrinth von engen Straßen, deren Häuser sich oft durch Arcaden, welche von einer Seite zur andern reichen, einander unterstützen. Die grössern Räume in denselben sind zum bessern Schutz gegen die häufigen Erderschütterungen gewölbt und die Kirchen durch dicke Strebepfeiler gestützt, die nichts²² weniger durch die Menge Spalten und Ritze erkennen lassen, wie unzuverlässig der Schutz ist, den diese Waffen gegen die Gewalten der unterirdischen Erdgeister gewähren.

Sorrent ist sehr alt, obschon es vielfach durch Kriege und Erdbeben verwüstet wurde.

Dauernder ist ihr Ruhm, ein Lieblings-sitz der Musen zu sein, die einen Kranz von Namen um Sorrent geflochten haben, der nie verwelken wird.

Tasso, Petrarka u. Boccaccio schrieben hier unsterbliche Werke. Salvator Rosa u. Caravaggio hatten hier ihre Malerwerkstätten und Domenichino und Guido Reni suchten hier, nachdem sie ermüdet den Pinsel niedergelegt hatten, ein Asyl am Busen der herrlichen Natur.

In der casa des Don Andrea de Luca fanden wir eine freundliche Aufnahme und blieben daselbst über 14 Tage. Es gab hier fortwährend Unterhaltung. Auf dem kleinen Platz vor dem Stadthor hielten Mauleseltreiber, Kutscher, Matrosen, und Tagediebe aller Art und klatschten und schwatzten, indem sie nebenbei den Fremden auflauern,

²² Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „nichts desto“ statt nur „nichts“ (vgl.: Meyer's Universum ... Dreizehnter Band, Hildburghausen/Amsterdam 1848, S. 45).

{Blatt „71“, Vorderseite:}

um ihnen mit allen möglichen interessirten Dienstleistungen beschwerlich zu fallen.

Dazwischen rennen die hoch aufgeschürzten Mädchen, welche Orangen und andre Früchte in den Hafen hinab oder aus ihm herauf tragen, Kinder schreien, Esel und Maulthiere klappern mit den Schellen, Fremde zanken sich mit den Treibern, Priester schreiten im Gefühl ihrer großen Macht anmaßlich einher, Weiber rufen Limonade und Eis aus; kurz es ist ein Spektakel so mannichfaltig als in irgend einer großen italiänischen Stadt.

Die Sorrentiner Frauen sind zum Theil sehr schön und man kann unter ihnen 2 Typen genau unterscheiden, den griechischen und den italiänischen. Letzterer ist weniger fein und zierlich als der erstere, der etwas ganz Besonderes Schlanges und Graziöses hat, wenn ihm auch die Fülle des letztern abgeht.

Sie haben immer viel Schmuck an Perlen und Ketten an sich hängen, der zu der leichten Tracht, die meist aus Spitzen und weisrothem Musselin besteht, ganz gut paßt.

Sie tragen sich immer hell und das Eigenthümliche ist, daß sie selbst im größten Putz es vorziehen, barfuß zu gehen.

23 Februar 1839.

Vor einigen Tagen trafen wir in der Frühe beim kleinen Hafen eine Barke mit mehreren bekan[n]ten Herren,

{Blatt „71“, Rückseite:}

die eben vom Lande stoßen wollten, um nach der Insel Capri zu fahren. Sie riefen uns zu mitzukommen und der schöne Morgen lockte unwiderstehlich. Wir sprangen hinein und nach ½ stündiger Fahrt auf dem kristallhellen Meere um die Spitze von Punta di capo herumfahrend zeichneten auch schon die mächtigen Felsen des Eilandes ihre kühnen Linien in die silberne Morgenluft und bald liefen wir an der kleinen Rhede an, die sich an der Stelle befindet, wo die 2 Hauptfelsenmassen, aus denen Capri besteht, durch eine Art von furchtbarem²³ Gürtel, auf dessen Höhe sich der Ort ~~best~~ lagert, verknüpft sind. Ehe wir zu letzteren emporstiegen, fuhren wir weiter hinaus zur blauen Grotte, die eine gute halbe Stunde westlich am Meeresrand am Fuß einer ungeheuren in's Meer stürzenden Felsenmasse gelegen ist.

Wenn mir die blaue Grotte nicht so blau vorkam, wie andern Leuten, so ist dieß einzig <und> allein meinem leeren Magen zuzuschreiben.

Als wir an die Stelle ankamen, zeigte sich fast auf gleicher Höhe mit dem Wasser ein enges Loch im Felsen, durch das man nur, wenn die See ruhig ist, mit dem Boote durchschlüpfen kann, wobei man sich aber in demselben niederlegen muß. Einige Schritte weiter aber dehnt sich die Oeffnung zu einem großen nicht allzu hohen Gewölbe aus, das uns allerdings das merkwürdige anmuthige Naturspiel zeigte.

Dadurch nämlich, daß das Licht zur kleinen Oeffnung herein nur auf den ziemlich tiefen weißen Grund fallen kann und erst durch die Wasser-

²³ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „fruchtbarem“ statt „furchtbarem“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 82).

{Blatt „72“, Vorderseite:}

masse hindurch an die Decke reflectirt, wird erste<re> wunderbar durchleuchtet und so das interessanteste Farbenspiel hervorgebracht, das sich fast gar nicht beschreiben läßt. Vom Eingange her ist die Farbe des Wassers das hellste grüne Azurblau mit violetter Schattirung und je tiefer man in die Grotte fährt, je tiefer wird dieß Blau, sodaß es schöne blaue Reflexe noch an die schwach gewölbte Decke wirft.

An den Stellen, wo das Wasser weniger tief ist, erscheint es dann in so wunderbarem Glanz, daß man nur das spitzige Feuer der Edelsteine mit ihrer Kristallhelle zu vergleichen wüßte.

Orangengelbe Korallen haben sich überall an den Wänden angesetzt, werden aber durch die Stärke des blauen Reflexes in grüne verwandelt und so zeigt sich noch vielfach Gelegenheit zu Beobachtung einer Menge der reizendsten und bizarrsten Naturerscheinungen.

Wenn man aber von anderer Seite her behaupten will, daß die ganze Grotte nur die verschiedenartigsten Nuancirungen des Blau's zeige, so ist dieß nicht wahr, denn die Dinge sehen eben nur so aus, als wenn sie durch ein mäßig blau gefärbtes Glas betrachtet werden, was wohl manche andere Farbe verändert, aber keineswegs ganz aufhebt.

Zurückgekomm]en stiegen wir nun in die Stadt hinauf, welche ½ Stunde vom Landungsplatz entfernt, zwischen

{Blatt „72“, Rückseite:}

den Bergen eingekeilt von der malerischsten Wirkung ist durch die hinter ihr aufgethürmten nackten Felsenmassen sowohl als durch ihre eigene Bauart, die eine fast orientalische zu nennen ist.

Im Garten unsres Hotels war eine Palme, wie sie vielleicht nicht schöner in Cairo gefunden wird.

Wenn zu Tiberius Zeiten der Wein auch so gut und die Bewohnerinnen eben so hübsch waren als heut zu Tage, so brauchte man eben kein großer Tyrann zu sein, um doch sich hier vortrefflich zu gefallen.

Die ausschweifende Phantasie könnte Originelleres nicht finden, als auf dem Wege zum Tiberiusfelsen, wo das Schloß des alten Despoten gelegen haben soll. Die Aussicht da oben ist herrlich, aber noch besser die von dem <beim> Städtchen Anacapri gelegenen sogenannten Schloße des Barbarossa, zu der man auf schwindelnden Wege, der in den Felsen mühsam eingehauen ist, emporsteigt, wo man aber auch die beiden Golfe in einer entzückenden Weise übersehen kann.

*Riesige Felsen im Vordergrund, ~~wie~~
~~Nadeln in die Höhe stehend~~, in deren kahle Wände sich Tropenpflanzen eingezwängt haben, stehen phantastisch in die Höhe, darunter liegt das tiefblaue Meer, dessen mächtige donnernde Brandung man überall hört, und im Hintergrund die ~~unüb~~ unerschöpflichste Ab-*

{Blatt „73“, Vorderseite:}

wechslung der Formen, das Gestade von Terracina bis zu dem Golf von Salerno.

Hier erst fühlte ich die Wahrheit des neapolitanischen Sprüchwortes „veder Napoli e poi mori.“, es ist hier Alles erschöpft und fertig.

Nachdem wir glücklich im Gasthof wieder angekom[m]en waren, wurde der Abend mit Tanz und Spiel zugebracht. Einige Insulanerinnen tanzten die Tarantella und ~~einige~~ eine davon war so schön, daß Friedländer nicht umhin kon[n]te, ihr Bild mitzunehmen, dessen echt italiänische Züge mit dem rabenschwarzen Haar den Gegensatz zu den hellbraunen Sorrentinerinnen in's schärfste Licht stellte.

Zum Beschluß stiegen wir noch auf das Hausdach, um dort uns der köstlichen Nacht zu erfreuen.

Der Mond goß sanfte Lichter über Felsen und Meer, Ruhe war über Alles gebreitet; nur der fernen Brandung melodisches Rauschen wiegte zu süßen Träumen ein. Es war nicht die einzige Nacht, die wir hier verlebten. Wir waren alle so entzückt, daß wir uns erst nach 3 Tagen von der zauberischen Insel trennen kon[n]ten, die mir als das Reizendste erschien, was das Glück in diesem herrlichen Lande mich sehen ließ.

Febr. 1839.

*Aus der Heimath erhielten wir durch die Güte des Vetter Götzloff Briefe, in welchem man uns meldete, daß der Winter in Deutschland gegenwärtig un-
gemein streng sei und daß die Fensterscheiben kaum von dem Froste aufzuthauen wären, unter-*

{Blatt „73“, Rückseite:}

deß war hier das vollständigste Frühlingswetter. Die Aerndte der goldgelben Orangen begann und wir spielten alle Tage auf dem platten Hausdach mit denselben Kegel.

Das ist wohl der tiefgreifendste Unterschied von Nord und Süd; daher kommt es auch, daß der Neapolitaner, überhaupt wie der Italiener, so wenig in der Stube zu finden ist.

Die Freuden nordländischer Theestunden kennt man nicht, und wenn sie je einmal zwischen ihren 4 Wänden eine „conversazione“ geben, so sitzen sie steif und gefroren neben einander und am Ende geht man desparat auseinander. Der wahre Schauplatz der italienischen Eigenthümlichkeit sind die Straßen und Märkte. Hier tummeln sich Vornehme und Geringe mit nie versiegender Lebendigkeit umher. Den Hut auf dem Kopf laufen sie ohne viel zu fragen in Stuben und Läden umher und zeigen sich zu allen Diensten bereitwillig, ohne dabei auf den geringsten Dank zu rechnen, und es ist eine schöne Eigenthümlichkeit der Italiener, daß sie niemals viel Werth auf etwaige Gutthätigkeit legen.

24. Feb. 1839.

Unser Hauswirth S... Andrea del Luca suchte uns in jeder Hinsicht aufmerksam zu sein. Er führte uns überall umher, wo es etwas zu sehen gab. So zeigte er uns auch einmal eine Fabrik, wo die bekan[n]ten Macaroni gemacht wurden.

Diese Fabrikation war allerdings sehr einfach und nicht der Mühe werth zu sehen.

{Blatt „74“, Vorderseite:}

Es giebt in ganz Italien wohl keine schöneren Punkte als die südlichen Gestade der Bai von Neapel. Von dem Fusse des Vesuvs an bis nach Sorrent hin ist die Küste ein ununterbrochener Wechsel von Fels und Schlucht, von Thälern und Bergen. Mitten in dieser schönen Landschaft liegt wie eine Feste auf hohen Felsrand, das Städtchen Vico mit einer königlichen villa.

In seiner Nähe findet eine Naturmerkwürdigkeit, die Grotte von Vico, ein vom Meer ausgehöhlter Fels, der ein Thor bildet, durch welches die Fluth mit furchtbarer Brandung aus und einwoigt; viele Besucher und auch wir kon[n]ten uns nicht satt sehen. Eichenwälder bekränzen die Gipfel der Berge und dem Meere zu duften Orangerhaine und laden zur Ruhe ein. Umfangreiche Klöster schauen von dem Gestade herab und die festen Thürme des Mittelalters, die von Strecke zu Strecke die ganze Küste besetzen, rufen die Zeiten zurück, wo die räuberischen Sarazenen die Herren in diesen Gewässern spielten. Selbst die glühende Hitze beeinträchtigt die Anmuth des Aufenthalts nicht.

{Blatt „74“, Rückseite:}

Hier in Vico nahmen wir ein prächtiges 2 räderiges mit 2 herrlichen Pferden bespanntes curricolo, um nach Pästum zu fahren. Schon in Meta merkten wir, daß der Kutscher etwas auf dem Herzen habe und wahrscheinlich nicht gern bis Salerno fahren wolle.

Die neapolitanischen Kutscher fahren nicht gern weit.

Als wir in die Nähe von Castellamare kamen, fuhr gerade ein anderer Kutscher uns entgegen und meinte unsrer Knecht, daß wir mit diesem fahren sollten, der auch nach Salerno fahre. Wir machten ihm auf das Unwahre dieser Behauptung aufmerksam, indem wir ihm bemerklich machten, daß Salerno auf der ganz entgegengesetzten Seite läge und erklärten ihm ganz bestimmt, daß wir mit ihm contrahirt hätten und daß wir nur mit ihm fahren würden. Da auch der andere Kutscher in unsre Nähe gekom[m]en war und wir aus ihren Reden merkten, daß sie selbst miteinander nicht einig würden, so gab endlich unser Kutscher anscheinend nach und fuhr langsam weiter. In Castellamare angekom[m]en <ver>ließ er plötzlich den Wagen, und ging in ein Haus, um angeblich Futter zu holen. Er kam aber gar nicht wieder. Während dieser Zeit versam[m]elten sich eine Masse Menschen, Bummler und Jungen, gingen um unsern Wagen herum, sahen und betasteten die Pferde und redeten unter einander, indem sie meinten, mit diesen Pferden würden sie nicht fahren, da könnten sie Unglück haben. Wir merkten aber sofort, daß das ganze Manoeuvre eine von unsern Droschenkutscher angestellte Sache sei und blieben

{Blatt „75“, Vorderseite:}

zur Verwunderung des schreienden und lärmenden Publicums in unserm Wagen sitzen. Da nun unser Kutscher ebenfalls einsah, daß wir uns nicht so leicht einschüchtern ließen, so stellte er sich nach ½ Stunde ebenfalls wieder ein und fuhr in sausendem Galopp durch die engen Straßen. Endlich in der Nähe von Nocera fragte unser Kutscher uns höflich, ob wir ihn nicht gestatten wollten nach Vico zurückfahren zu dürfen, da die Reise für seine Pferde zu weit sei und erbot sich zugleich, uns einen andern Wagen zu verschaffen.

Da unser Kutscher endlich einlenkte und bittweise kam, so kamen wir seinen Bit-ten nach und fuhren von Nocera mit einem andern vetturino, natürlich unter denselben Bedingungen nach Salerno.

Als kluger Mensch speculirt der Neapolitaner überall auf Kosten der Fremden und betrachtet einen dummen Menschen als eine Gelegenheit, die man nicht unbenützt vorüber gehen lassen dürfe; wer ihm aber fest entgegen tritt, den achtet er.

Von Nocera fuhren wir langsam bei Gärten und Weinbergen, ~~durch~~ aus deren dunklen Grün die kleinen, gewöhnlich blendend weiß gedünchten Bauerhäuser hervorglänzen, vorbei nach Cava.

Ein solch neapolitanisches Bauernhaus mit ganz flach gewölbten Dächern, auf denen Blumentöpfe stehen und Wäsche aufgehängt ist, ist fabelhaft klein und besteht meist aus 1 Schlafstube im Erdgeschoß, deren Thür meist offen steht,

{Blatt „75“, Rückseite:}

sodaß man alle Toilettengeheimnisse des weiblichen Theils der Familie frei und offen belauschen kann, und 1 Schlafstube im ersten Stock, zu der meist eine gemauerte Freitreppe hinaufführt.

Wo sie kochen und wo sie ihre Vorräthe haben, habe ich noch nicht heraus gebracht, wenn sie nicht das erstere auf der Straße besorgen.

Das Land ist ungeheuer bevölkert, so daß die Leute allerdings die unendliche Fruchtbarkeit ihres Bodens sehr nöthig haben und ein kleiner Acker gar oft die größte Familie ernähren muß, indem er ihnen, Brot, Wein, Oel und Orangen zusammen gewähren muß.

Ein Hühner und ein Eselstall ist dagegen überall anzutreffen und das Getreide wird auf dem Dach gewurfelt. Auch haben die Neapolitaner nur wenig Bedürfnisse. Tausende von Männern haben buchstäblich weiter nichts als eine rothe Mütze, ein grobes Leinwandhemd und 1 ditto Leinwandhose, damit langen sie 1 Jahr aus, wenn sie im Winter noch für's Regenwetter 1 dicken groben braunen Mantel haben. Hinter Cava öffnet sich plötzlich der Blick auf den Golf von Salerno. Er ist viel grösser als

{Blatt „76“, Vorderseite:}

*der von Neapel oder Bajae, aber er entbehrt des Schmuk-
kes der Inseln in seiner Mitte, wie sie die beiden vorge-
nannten zieren, wenn er auch von schönen Gebirgen einge-
faßt ist, die ihn immer prächtig genug erscheinen lassen.
Salerno selbst, in welches wir den Berg hinabfahrend gelangten,
ist alt, ohne aber sonderlich sehr intressant zu sein.*

*Die Kathedrale zeigte eine bizarre Vermischung antiker
von Pästum hergeschleppter Säulen mit byzantinischen
und normännischen Elementen, sowie mit dem modernsten
Aufputz.*

*Die Leidenschaft für Modernisirung
hat die Italiener um eine ganze Menge
ihrer schönsten Baudenkmäler gebracht,
und es ist gar nichts Seltnes, Marmorsäu-
len mit Kalk weiß übertüncht zu sehen.
Der Hafen der einst so blühenden Stadt war bis auf
einige Fischerbarken gänzlich verödet und der Handel
ohne alles Leben. Des andern Morgens früh machten*

{Blatt „76“, Rückseite:}

wir uns auf, um nach Pästum zu fahren, wohin man von Salerno in 4 – 5 Stunden gelangen kann. Bald hinter letzterem wird die Gegend einsamer, die seltenen Dörfer ziehen sich allmählig in das vom Meere 1 – 2 Stunden entfernte Gebirg zurück, während die Ebene immer mehr den Character einer ziemlich öden Haide annimmt. Kurz nachdem wir das kleine Fließchen Seele passirt hatten, das hier traurig und träge durch das verödete Land dem Meere zuströmt, sieht man zuerst noch in weiter Ferne die Säulen der Tempel aus dem Gebüsch der Haide emporragen und erreicht sie, nachdem man vorher an den Resten einer colossalen Stadtmauer vorbeigefahren, mitten unter Schutt und Trümmer, Haidekraut und Gesträuch aller Art, das jetzt mit magern Wiesen und Feldern die Plätze ausfüllt, wo sonst die klassischen Rosen blühten und eine reiche üppige Stadt mitten im Schooße des Ueberflusses lag.

Einige zerfallne Hütten mit ärmlichen Bewohnern, die zum Theil die Verwüstungen des Fiebers deutlich genug in den gelben eingefallnen Gesichtern trugen, bettelnd und hungrig wie ihre magern Hunde die Fremden umstehn und angaffen, das ist jetzt noch das einzige Leben verkündende im ganzen Gefield, das bei der sengenden Hitze und dicken fiebrigen Luft einen melancholischen Eindruck machte.

Und doch sah man die Tempel, so verschwand diese traurige Oede oder erhielt auf einmal eine poetische Verklärung

{Blatt „77“, Vorderseite:}

*durch diese unnachahmlich einfach schönen Kunstwerke.
Es sind deren 3, alle im ältesten dorischen Styl gebaut,
doch ist der größte, der sogenannte Neptunstempel,
auch bei weitem der reinste und schönste Geschmack²⁴, wohl
über 2500 Jahre alt. Trotz dieses ungeheuern Alters
und der anscheinend geringen Dauerhaftigkeit des Ma-
terials – es ist Tuffstein – ist er doch noch vortrefflich
erhalten und macht einen überaus großartigen Eindruck.
Etwas so organisches, in sich fertig ab-
geschlossenes hatte ich nicht für möglich
gehalten und eine so ernste Einfachheit
in einem Kunstwerk noch nie ausge-
drückt gefunden.*

*Aus diesen Säulenreihen <und diesen einfachen Giebeln> sprach
eine so feste Größe,
~~aus diesen~~ daß sie unwiderstehlich anziehend auf den
Beschauer wirken mußten und der ganzen Gegend den
Charakter der Feierlichkeit aufdrücken. Nebenan*

²⁴ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „im Geschmack“ statt nur „Geschmack“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 54).

{Blatt „77“, Rückseite:}

steht die sogenannte Basilika, ebenfalls von großer Schönheit, bei der die ganze Construction fast noch mehr als bei den andern auf die große Aehnlichkeit mit den ägyptischen Tempeln hinweist, in denen dieser ganze Styl unverkennbar seinen Ursprung hat.

Der dritte Tempel kleiner als die beiden andern steht am entferntesten und bietet nichts besonderes mehr dar, wenn man die beiden vorhergehenden gesehen hat, doch bildet er mit ihnen zusammengesehen eine Gruppe von solch feiner Schönheit, wie sie nur empfunden, aber nicht geschildert werden kann.

Stundenlang hätten wir hier liegen und schauen mögen auf diese röthlich gelben Säulenwälder, hinter denen sich einerseits dampfiges Gebirge erhob und andererseits ein blauer Streifen des Meeres daneben den Horizont schloß.

Man hatte uns in Sorrent den Ausflug vielfach wegen der schlechten Luft widerrathen, doch priesen wir uns glücklich daß wir uns dadurch nicht hatten abhalten lassen, diesen einzigen Eindruck uns zu verschaffen, wenn man auch zugeben muß, daß in Bezug auf die Luft der Ruf nicht ohne Grund sein mag.

Wir kamen noch zeitig zurück nach Salerno, um den Rest der Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen und ritten am andern Morgen nach Cava und besuchten dort <das> auf waldiger Höhe gelegene berühmte Benedictinerkloster „la Trinità della Cava“. Das wichtigste hier ist das Archiv des Klosters, das eine Menge der wichtigsten Urkunden auf

{Blatt „78“, Vorderseite:}

Pergament in unversehrter Reihenfolge und werthvolle Handschriften z. B. ein Gebetbuch mit Miniaturen aus der Schule des Fra Bartolomeo da Fiesole enthält. Das Kloster selbst ist über einem kleinen Thal an Felsen angebaut und hat circa 20 Benedictinermönche. Wir ritten von hier zurück nach Vietry, das in schönster Lage am Golf gelegen ist. Die ganze Gegend mit ihren malerischen Ufern, Schluchten und Grotten ist eine merkwürdige Schädelstätte der Völker und ihrer Culten.

Phönizier, Karthager, Griechen, Römer und die Barbaren aus Nord und Ost, die Araber haben alle hier gelebt und geendet. Wie manche Konglomerate aus den Trümmern aller älteren Erd-rinden zusammengesetzt sind, so ist auch das neapolitanische Volk eine wunderliche Mischung aller der Völker geworden, welche auf seinem Boden herrschten und vorübergingen.

Nur ein Zug ist allgemein und macht das eigentliche typische Gepräge des Neapolitaner's aus. Der Pfaffenstempel ist der Physiognomie der Volksmassen auf-gepreßt. Krasser religiöser Aberglaube und Bigotterie gucken aus allen Augen. Neben dem Pfaffenstempel drückte die leibliche Zwingherrschaft ihr Siegel auf und beide zusammen haben das Volk zu einer nichtsnutzigen Race heruntergebracht, welche, alles Selbst-gefühls ledig, in schweigsamer Unterthänigkeit seinen geistlichen und weltlichen Tyran[n]en die Fußsohlen küßt.

{Blatt „78“, Rückseite:}

Ueber das Land selbst hat indeß die Natur ihr Füllhorn so reichlich ausgegossen, daß die wenigsten Bewohner den Druck nicht fühlen, und bei ihrem angeboren Leichtsinn diese Last ruhig ertragen. Die Umgebung Vietry's ist neben Sorrent eine der gepriesensten. Nicht allein wegen ihrer Anmuth sind die Landschaften hier gefeiert, sondern auch wegen der Frische und Gesundheit ihrer Luft.

Rings von Felsengebirgen umschloßen werden sie vielen zum Aufenthalt empfohlen, die unter dem milden Himmel Hesperiens Linderung ihrer Leiden suchen.

Hier machte der berühmteste Maler Neapels Salvator Rosa seine Studien und für die Maler der Nordländer ist diese Gegend beständig eine Fundgrube der Schätze, welche sie in ihren Mappen in die Heimath tragen.

Das heutige Vietry ist ein Flecken mit städtischen Rechten und von hoher Felszinne schaut eine alte Normannenburg auf das Meer und die Schlucht herunter, in die sich der kleine Ort gebettet hat. Ein Arm des Meeres reicht fast bis an den Flecken und bildet einen sichern Hafen.

Aber schon seit lange sind Handel und Verkehr von hier geflohen und die trägen Bewohner besitzen kaum noch 1 Paar schlechte Barken zum Fang der trefflichen Fische, welche alle Buchten und Winkel dieser Küste beleben. Die Landstrasse von hier nach Amalfi verdient vor allen

{Blatt „79“, Vorderseite:}

Wegen den Vorrang. Die Straße ist stets in die Klippen der Küste gesprengt, und bietet an jeder Felsenecke ein neues reizendes landschaftliches Bild ~~der~~ über die am Meere entlang gelegenen stadtähnlichen Dörfer. Die Abhänge sind größtentheils nackt aber auch vielfach in Terrassen ausgelegt, und mit Wein, Oel und Orangenbäumen bepflanzt. Die Vorsprünge am Meer sind mit 4eckigen plumpen Warttürmen besetzt, die seiner Zeit zum Schutz gegen die Seeräuber angelegt worden sind. Von Cetara, tief in der kleinen Schlucht sich hinziehend, steigt die Straße bis zum dem Wachthäuschen oben am capo Tumolo, von wo man einen schönen Ueberblick nach beiden Seiten des Ufers hat und senkt sich von hier wieder an dem capo d'Orso nach dem Städtchen Majori, am Ausgang des Tramontithales mit terrassenförmig aufsteigenden Citronenpflanzungen. Die nun folgenden Orte Minori und Atrani hängen fast zusammen; denn kaum ~~sind~~ <hat man> die letzten Häuser des einen Ortes passirt, so zeigen sich schon die des andern.

*Oberhalb Atrani liegt das Haus,
wo angeblich Masaniello geboren
wurde, der im Jahre 1647 in Neapel
einen gefährlichen Aufstand gegen die
Spanier erregte und wozu Auber
den Stoff zu der berühmten Oper:
„Die Stumme von Portici“ benutzt
hat.*

*Ein hoher Bergvorsprung mit den weitläufigen
Trümmern des Castells Pontone tren[n]t Atrani von*

{Blatt „79“, Rückseite:}

Amalfi, das wir gegen 5 Uhr Nachmittags erreichten. Es bot uns den eigenthümlichen Anblick, den alle diese Orte der Küste dort tragen, nur zur höchsten Potenz gesteigert und damit eine so seltsame und malerische Scenerie dar, wie man sie kaum träumen könnte.

Es liegt ebenfalls in einer Bucht an der Mündung einer engen Schlucht, die von einem starken Bach allmählig als eine tiefe Rinne in das hohe Gebirge hineingewaschen worden. Der ebene Platz unten am Ausfluß ist kaum 1 Paar Morgen groß und wird ganz von dem Hafenkai, wenn man ein sandiges Ufer so nen[n]en will, und einigen Osterieen eingenom[m]en. Die übrigen Gebäude des 4 – 5000 Seelen zählenden Städtchens stehen einander buchstäblich auf den Köpfen, sie sind wie Schwalbennester an die Felsen hingeleimt, wo nur immer ein Vorsprung, ein Eckchen übrig blieb, da klammerte sich auch ein Häuschen an, da wurden enge, steile Treppchen in die Felsen gehauen, welche die Nester miteinander verbinden, Stützmauern aufgeführt, das Dach als Garten benutzt, kurz das gab ein Durcheinander, wie man sich kaum denken kann.

Der Ort hat eine Menge Papier und Macaronifabriken, welche, die reichliche Wasserkraft des Baches benutzend in der engen Felsrinne nacheinander hingekleistert sind, daß es eine Freude ist, wo oft Brücke, Bach und Steg, Haus und Fels in drolligen Sprüngen durcheinander zu purzeln scheinen. Denkt man sich hierzu noch die üppigste Vegetation, ~~die man nur~~ an Orangen und Citronen, Oel und

{Blatt „80“, Vorderseite:}

Johannisbrodbäumen, Reben und Blumen, als nur in die Ritzen hineingestopft werden kon[n]ten, so kann man sich ein Bild dieses originellen Nest machen, das vielleicht in Italien einzig dasteht.

In dem unmittelbaren Gewirr seiner Häuser und Treppen, seiner Durchgänge und Höfe wimmelt es von Menschen und Kindern, alle betteln, schreien, lachen und singen, und ein Ameisenhaufen, in den man mit dem Fuß tritt, ist ein ruhiger Ort gegen das Gewusel, wenn man hier durchgeht.

Natürlich kann ein Wagen in diesen Gassen gar nicht fahren; selbst Esel giebt es nicht, da es immer Trepp auf und Trepp ab geht und so müssen alle Producte der unzähligen Fabriken, die sich 2 Stunden lang am Bache hinziehen, alle Nahrungsmittel und Holz auf dem Kopf oder auf dem Rücken nach dem Hafen hinunter oder aus demselben hinaufgeschleppt <werden>, was die Passage sehr oft lebensgefährlich macht, aber auch bei Män[n]ern und Frauen eine Menge kräftiger Gestalten herausgebildet hat.

Besonders die Frauen sind beim Tragen ihrer schweren Lasten auf malerische Weise aufgeschürzt und geben ihre schönen Glieder mit einer uns unbekan[n]ten Liberalität ungenirt den Blicken Preis.

Für den Architekten ist Amalfi²⁵, noch mehr aber in dem oben auf der Terrasse des Gebirges gelegnen Ravello

²⁵ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „in Amalfi“ statt nur „Amalfi“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 60).

{Blatt „80“, Rückseite:}

reiche Ausbeute. Es treten da überall maurische Elemente hervor und der Einfluß der Sarazenen in diesen Gegenden zeigt sich in vielen Spuren, im turbanartigen Kopfputz der Frauen wie in der Architectur der Kirchen und Wohnhäuser.

Jetzt ist von der einstigen großen Stadt wenig mehr übrig als einige Dutzend zerfallne Kirchen und ein paar ärmliche Dörfer, deren Lage auf der hohen Felsenterrasse aber paradiesisch ist, so daß ich Amalfi mit seiner nahen Umgebung <für> einen der schönsten Punkte von Italien halte.

Einem glücklichen Umstand hatten wir es zu verdanken, daß wir in den kühlen Gängen der Luna, einem ehemaligen Kloster mit der wunderbarsten Lage eine vortreffliche und billige Bewirthing fanden, die uns viel länger festhielt, als wir anfangs beabsichtigt hatten.

Denn welche Anziehungskraft ein gutes Wirthshaus auf jeden ehrlichen Deutschen ausübt, ist ja weltbekannt und einen guten Schoppen bei dieser Hitze soll man nie gering achten.

Leider waren aber auch die Leiden, die wir in der Nacht hier auszustehen hatten, ungemein. Mein Freund Friedländer, dem der Himmel eine sehr feine Haut und süßes Blut verliehen hatte, plagten die ganze Nacht Flöhe und Mücken auf's elendste. Seine Beschreibungen, wie er des Nachts aufstand und im Hemde Jagden nach allen Himmelsgegenden anstellte, waren haarsträubend.

Doch auch die schönen Tage in Amalfi mußten endlich einmal ein Ende nehmen und am dritten Morgen bestiegen wir eine Barke, die uns nach Scariatojo²⁶ führte.

²⁶ meint wohl ‚Scariatojo‘

{Blatt „81“, Vorderseite:}

Die Fahrt selbst war reizend in der kühlen Morgenluft, dem malerischen Gebirge der Küste entlang, dessen steile Felsen nur hier und da einem Bach gelingen ließen, sich ein breites Bett auszuwaschen und so eine Bucht zu formen, in der jetzt gewöhnlich ein Dörfchen eingezwängt steht, den Berg hinaufklettert und sich dann verschämt unter einem Wald von Orangen und Oelbäumen verbirgt; dann kommen wieder weit in die See hinein laufende Vorgebirge, die ebenfalls alle mit Wachthürmen besetzt sind; ganz kleine, stille von den Felsen überhangene Sandbänke, wo Fischer ihre Netze trocknen; von ewig brandenden Meer ausgewaschne Grotten, Klöster, still und ernst von der Höhe herabsehend.

Kurz ein unaufhörlicher Wechsel der Scenerie macht diesen Weg zu einem der bezauberndsten, die man hier nur finden kann und denkt man sich noch die durchsichtige klare Fluth und eine von Orangendüften durchzogene Luft dazu, so wird man mir Recht <geben>, wenn ich traurig bin, diese Gegend bald verlassen zu müssen und wahrscheinlich nie wieder zu sehen.

Wir hielten uns daher in Sciaricatojo²⁷ gar nicht auf und nahmen einen Führer; ~~und~~ <es> führt der Weg anfangs auf Felsentreppe und stets bergan bis auf die Höhe von Conti di Gremenna. Kaum hatten wir den Kamm überschritten, als sich uns ein wundervoller Blick über den Golf von Neapel und die Inseln öffnete und zwischen mehreren Mauern und der Straße wohlbehalten in Sorrento wieder eintrafen.

Unser Wirth, der sich außerordentlich freute, uns glücklich wieder zu sehen, hatte inzwischen uns unser Zim[m]er reservirt.

²⁷ meint wohl ‚Scaricatojo‘

{Blatt „81“, Rückseite:}

*Welch eine Pracht und Herrlichkeit liegt <jetzt> vor uns ausgebreitet!
Vor uns das weite blaue Meer belebt von zahllosen Fahrzeugen,
wie ein diamantblitzender Spiegel. Dahinter die ganze Stadt Neapel
an mäßigen Abhang. Die Wege ringsum geschmückt durch die bunteste
Vegetation. Zwischen schlanken Ulmen glühen in den dunkel
grünen Beeten Tausende von hellrothen Blüten, wie ein reichge-
stickter Teppich breiten sich die zahllosen Blumen an den Abhängen
aus. Riesige Cactus und Aloeen strecken die stacheligen Zweige
und Blätter in die Luft und zwischen den Tausenden von goldnen
Früchten der Citronen und Orangenbäume rankt sich die Kletter-
rose empor. In dieser wildromantischen Schlucht und in tiefer
Bergeinsamkeit liegt das Städtchen Sorrent, dessen Häuser fast
sämtlich Balkone haben und gleicht mehr einem Garten, aus dem
die menschlichen Wohnungen als Villen herausblicken.*

*Dieser ganze Garten ist bedeckt mit Feigen
Orangen, Citronen und Oelbäumen,
welche letztere hoch hinauf die Gebirge
bedecken, bis auf deren höchster Spitze die
hellabstechende Kastanie Platz ergreift.
Auf diese Weise und da die Thäler eine ähnliche Structur²⁸, wie
bei uns im Unterharz, kommt der Bildung des Erdbodens noch
die Verschiedenheit des Laubes zu Hülfe, um die mannichfal-
tigsten Färbungen hervor zu bringen. Unmittelbar über
den dunkelblauen Golf erhebt sich von unsrer Wohnung
aus das dunkle Laub der Limonen und Orangen, gemischt
mit Feigen und Weinranken, wie Sammet, in den die Häuser
wie mit Silber hineingestickt erscheinen und darüber däm-
mert in einer Art Graugrün der Oelbaum, bis diesem
Gemälde sich die hellgrüne Krone des Kastanienwaldes aufsetzt.*

²⁸ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Structur haben“ statt nur „Structur“ (vgl.: Ziegler, Franz: Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien, Band 3, Berlin 1872, S. 171).

{Blatt „82“, Vorderseite:}

Beim Untergang der Sonne ist fast stets der gegenüberliegende Horizont dunkelroth, sodaß Ischia, Procida und die Höhe von Camaldoli fackelartig aufflam[m]en. Neapel, Portici und St. Annunziata schließen diese Scene und ich empfinde die Lust: „Neapel sehen und wiederkom[m]en“, denn ich glaube es giebt wohl keinen Punkt der Erde, an welchem See und Gebirge, Golf und ein Kranz reicher ~~von~~ <Gärten>, Dörfern~~n~~ und Städte sich wie hier begegnen und zuletzt noch <in> einem ~~Wald~~ schön gestalteten Vulkan ihren Schlußpunkt finden.

Da es uns in Capri vor 14 Tagen gar so sehr gefallen hatte, so fuhren wir nochmals einen Tages bei ruhigem Wind hinüber. Die Insel gleicht abgesehen von der andern Färbung des Gesteines und seiner größeren Ausdehnung ein wenig Helgoland, wenn es auf der Höhe flach wäre. Es ist aber auf dem engen Raum mit so hohen Bergkegeln gekrönt, zwischen denen wieder kleine liebliche Thäler hindurchstreichen, daß es sich in größere Mannigfaltigkeit zerlegt und ~~die~~ <den> beiden Städtchen Capri und Anacapri sowie verschiedenen kleinen Ansiedelungen Platz gewährt.

Von der höchsten Höhe, der Burg Barbarossa's übersehen erschien es uns wie ein kleines Königreich von der Art, wie Ulysses auf Ithaca eins besaß. Eine einzige Palme <war> im Garten des Hotels, aber Cactus mit Stäm[m]en von Mannesstärke begegneten uns oben häufig.

Ich muß gestehen, daß mir heute die Aussicht nicht so besonders erschien und daß sie der von Camaldoli ~~und~~

{Blatt „82“, Rückseite:}

und vom Vesuv nicht gleichkommt und dann sind Neapel, Vesuv, Portici uns selbst Bajae etwas zu fern, um noch den Eindruck zu machen, den sie bei grösserer Nähe gewähren würden.

Zwar treten südöstlich die calabrischen Berge hervor, aber ebenfalls in einer zu großen Entfernung.

Die kleinern Thäler der Insel dagegen sind mit ihrer reichen Vegetation um so wohlthuender, als die Spitzen nackte Felsen sind. Die villa des Tiberius, von der nicht viel mehr übrig geblieben ist, als der großartige Unterbau, ~~ist~~ erschien mir heute ein weniger gewaltiger Bau und wenn man sich recht voll saugen will von Haß gegen Tyrannei, so muß man an die Stelle treten, von welcher dieser Kaiser seine Opfer in's Meer werfen ließ, ein Schauspiel das er von einem Seitenflügel seines Schlosses recht bequem genießen konnte.

Aus dem anmuthigsten Schlaraffenleben, welches wir in dem freundlichen Sorrent seit beinahe 14 Tagen geführt hatten, nachdem uns die rasch aufeinander gehäuften Genüsse in Pästum, Amalfi und zuletzt noch in Capri einige Zerstreung gegeben hatten, mußten wir uns endlich herausreißen und wir fuhren mit einer kleinen Barke an einem wundervollen Nachmittage und bei ruhiger klarer See nach Neapel hinüber.

Nun haben wir endlich auch Pompeji gesehen, das wir uns als letzten Genuß, ehe wir nach Rom reisten, vorbehalten hatten.

Ist man von der Fülle der Gegenwart bedrängt und zerstreut, so lohnt es sich doppelt, sich einmal wieder in der

{Blatt „83“, Vorderseite:}

*Betrachtung einer Vergangenheit zu sammeln, die einem
so eigenthümlich entgegentritt in der wiedererstandnen Stadt,
wenn man über den Hügel von Schutt und Asche herunterkom[m]t,
der durch die Ausgrabungen entstanden rings um dieselbe
einen hohen Wall bildet und in die engen Gassen tritt,
deren schweigende Oede ungefähr einen Eindruck macht,
wie manche unsrer Oertchen, wenn ein schöner Sontagnach-
mittag die ganze Bevölkerung in's Freie gelockt hat.
Man steht einem Landstädtchen gegenüber,
das nichts zu sagen und nichts zu bedeu-
ten hatte, wo sich's blos gut und bequem
leben ließ.*

*Es war offenbar eine Art von Sorrent oder Castellamare
für die Römer oder Neapolitaner. Die Gebäude scheinen
fast durchgängig im Besitz reicher Leute gewesen zu sein,
die sich ganz hierher zurückgezogen hatten oder doch einen*

{Blatt „83“, Rückseite:}

Theil des Jahres hier zubringen wollten, und nur, was sich an dergleichen villen nothwendig anschließt, die Wohnungen der Metzger, Bäcker, Krämer, Barbieri und der Wirthsleute lehnen sich bescheiden an die der Vornehmen in verhältnißmässig geringer Anzahl an.

Die letzteren sind einförmig, eins wie das andre und haben ganz dieselbe Einrichtung, bequem und niedlich.

Nur die Mauern des Parterres stehen <noch> und die Zimmer ~~des~~ sind klein, aber es sind deren viele, wie man schon daraus sehen kann, daß jedes Haus 2 Höfe enthält, um welche die Gemächer herumlaufen und auf welche die Fenster hinausgehen. Ueberhaupt scheinen die Alten ihre Haushaltung möglichst vor fremden Blicken abgeschlossen zu haben. Die Weiber in der hintern Hälfte des Hauses besonders waren so gründlich abgesperrt, daß unsre emancipationslustigen Damen es gewiß höchst ungerecht finden werden wenn ihnen das Klatschen so ziemlich erschwert wurde²⁹.

In ihren Frauengemächern indessen scheinen es die pompejanischen Frauen sehr gut gehabt und ein gar üppiges Leben geführt zu haben, wie der reiche Schmuck der Gemächer beweist, war es ja damals mit der römischen Sittenstrenge und Einfachheit längst vorüber; für letzteres sprechen auch die noch gut erhaltenen Theater und das Forum, die in ihren Verhältnissen zeigen, wie die öffentlichen

²⁹ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „ungerecht fänden, und ihnen das Klatschen schon ziemlich erschwert würde“ statt „ungerecht finden werden wenn ihnen das Klatschen so ziemlich erschwert wurde“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 88). Demzufolge sollte auch hier der Konjunktiv verwendet werden.

{Blatt „84“, Vorderseite:}

Gebäude in selbst unbedeutenden Städten doch verhältnißmässig prächtig, wenn auch weniger geräumig waren.

Ich mußte lachen, als ich in dieses forum trat und an die pompejanischen Fauller dachte, wie sie dalehnten und wichtige Gesichter schnitten, wie es die heutigen Italiener noch auf ihrer piazza machen, die sich ja in jedem Dorfe findet.

Die Slaverei wird wohl hinreichend die verhältnißmässig geringe Zahl eigentlicher Bürgerhäuser erklären; denn jeder Reiche hatte unter seinen Slaven Schuster und Schneider, ja sogar Maler und alles mögliche, die dann zusehen mußten, in welchem Winkel sie Platz fanden. Aber eine Kunstbildung haben sie gehabt, deren Ausdehnung für uns unbegreiflich ist.

Es giebt buchstäblich gar nichts in diesem Orte, was nicht eine kunstgemäße Gestalt hätte. Das Gewicht und die Wage des Fleischers, der Laden des Höcker's, wie der Kamm und Spiegel der vornehmen Frau haben alle eine vollständig durchgebildete schöne Form!

Natürlich ist in Pompeji alles Brennbare verkoht, sodaß alle Dächer und die etwa von Holz aufgeführten oberen Etagen nicht mehr existiren, auch schadet es sehr, daß fast alle Meubles und sonstigen beweglichen Gegenstände, ja sogar ganze mit Fresken bemalte Wandflächen nach dem museo borbonico in Neapel gebracht wurden. Demungeachtet aber hat man noch Gelegen-

{Blatt „84“, Rückseite:}

heit genug, sich an der ungemeinen Nettigkeit der Straßen und der Zweckmässigkeit aller Einrichtungen zu erfreuen, wenn man der Erwartung entsagt, Dinge hier zu finden, die neben der Grösse in den übrigen römischen Städte Stich hielten³⁰.

Das enge Provinzialstädtchen ist nirgends zu verkennen, das gar kein selbstständiges Leben hat, sondern eben alle Impulse von außen her bekom[m]en haben muß.

Am besten erhalten sind die Theater, aber auch einige interessante Tempel sind da, z. B. der Isis, nicht groß, aber reich verziert, wo man noch den geheimen Gang sieht, durch welchen die Priester in die hohle Isisstatue stiegen, um von da aus die Orakel der Göttin verkünden zu lassen.

Ich müßte kein Deutscher sein, wenn mich nicht die Wirthshäuser intressirt hätten. Vor der Stadt ist auch wirklich ein recht großes in der sogenannten Gräberstrasse, die nach dem Vesuv zu liegt, während rechts ein öffentliches Haus mit langen Arkaden, auf dem an der Hausthür ein aufrechtstehender penis angebracht und noch heute zu sehen war, den größeren Theil der Strasse einnimmt. Ganz am andern Ende der Ringmauer liegt die arena, die ihrer Grösse nach für die Bevölkerung der ganzen Umgegend berechnet und noch ganz gut erhalten war. Sehr interessant für uns war das gut erhaltene Pflaster, in welchem die Einschnitte, welche die Wagenräder gemacht hatten, ganz deutlich zu sehen waren; ebenso die Cisternen, in welchen man ebenfalls die Spuren, welche die Stricke beim Heraufziehen in dem Stein zurückgelassen hatte, deutlich sehen kon[n]te.

³⁰ Diesem Nebensatz entspricht in der zugrunde liegende Literaturstelle folgender Nebensatz: „..., die neben der römischen Größe Stich hielten.“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 92).

{Blatt „85“, Vorderseite:}

Von Pompeji fuhren wir zurück nach Herculanum. Es liegt einmal in der großen Mehrzahl der Menschen, daß wir Alles schöner finden, was der Vergangenheit angehört.

Die Ausgrabungen in Herculanum waren noch sehr weit zurück und wir mußten in die Kellerräume der Häuser steigen, welche auf der alten Stadt gebaut sind, um einige alte Mauern ausfindig zu machen, die vielleicht zu irgend einem öffentlichen Gebäude oder Theater gehört hatten. Da gab es keine blosgelegten Häuser mit Hofraum und Gärten, weil eben über die alte Stadt moderne Häuser gebaut worden waren.

Wir hielten uns daher gar nicht lange auf und kehrten Abends nach Neapel zurück.

Februar 1839.

Der Carneval ging zu Ende und wir mietheten in der Toledostraße ein Fenster, um Alles con amore sehen zu können. Auch kauften wir uns Drahtmasken, weil in Neapel während des Carnevals nicht nur mit den gewöhnlichen Erbsengroßen confetti, sondern auch mit Haselnußgroßen Gipskugeln geworfen wird. Um 1 Uhr Mittags fuhren wir zu unserm Fenster, das sich im ersten Stock eines großen Hauses befand. Bereits war das Gedränge sehr stark, aber man sah nur wenige schöne Costüme. Von 100 Schritt zu 100 Schritt hielten auf der, eine Stunde langen, im Verhältniß sehr engen, Toledostraße bis hinauf nach capo di Monte, von woher der königliche Zug

{Blatt „85“, Rückseite:}

kommen sollte, berittene Posten, welche die Ordnung aufrecht erhalten mußten.

Endlich um 3 Uhr Nachmittags hieß es: er kommt, er kom[m]t, und ein Gemurmel und Getöse von 1000 Stimmen wälzte sich heran: Zurufe, Gelächter und Geschrei aber kein ev viva³¹. Bald endlich nahte der seltsame Zug. Voraus ritten auf großen schwarzen Pferden 2 stattliche Müllerknechte in weißen mit blauen Bändern gezierten Kitteln, auf den Schultern Mehlsäcke tragend, aus welchen sie Hände voll Mehl nach allen Seiten hin warfen. Hinter ihnen liefen 6 große Esel, welche große weiße Mehlsäcke auf den Rücken hatten, woraus ihre Führer, die auch weiß und blau gekleidet waren, die entleerten Säcke der beiden Müllerburschen immer wieder von neuem füllten. Hierauf kam ein großer von 8 Pferden gezogener collossaler Wagen, der ebenfalls weiß und blau angestrichen und drapirt war. Auf diesem befand sich eine klappernde Mühle

³¹ dürfte ‚evviva‘ im Sinne eines Hochrufes (‚Hurra‘ usw.) meinen

{Blatt „86“, Vorderseite:}

wo beständig Mehl von oben eingeschüttet wurde, welches unten als confetti und überzuckerte Mandeln wieder herauskam. Auf dem Wagen waren wenigstens 12 – 16 Personen in weißen und blauen sehr hübschen Anzügen, natürlich alle maskirt. In der Mitte des Wagens war von Kornsäcken eine Art erhöhter Sitz dargestellt, auf welchem der angebliche Müllermeister, in vero der König selbst, ebenfalls blau und weiß gekleidet, seinen Sitz hatte. Hinter dem Müllerwagen fuhr dann ein großer mit 6 Pferden bespannter hoch aufgeladener Bauernwagen, der mit Kornsäcken angefüllt war und hinter welchem 2 Landsknechte in der Landestracht ritten, welche den Zug beschlossen, der sich langsam und häufig stillhaltend fortbewegte. Der angebliche Müllermeister vergnügte sich durch fortwährendes Werfen mit überzuckerten Mandeln und lachte laut auf, wenn er ganze Massen confetti unter die Buben werfen kon[n]te, die sich unaufhörlich darum balgten.

Es kam auch vor, daß viele von diesen confetti in die Fenster geschleudert wurden und viele Tafeln zertrümmerten, was ungeheures Gelächter hervorbrachte. Ich habe aber nicht gesehen, daß Jemand sich darüber beschwert hätte. Das ist hier so Sitte.

Außer dem König und seinen Begleitern durfte Niemand weiter zur Carnevalszeit Umzug halten, als der Kunstreiter Guerra, welcher damals gerade mit einer Kunstreitergesellschaft in Neapel anwesend war und alle Abende in dem großen circus Vorstellungen gab. Wir sind ebenfalls zuweilen Abends

{Blatt „86“, Rückseite:}

hingegangen, konnten uns aber nie recht dort wohlbefinden.

*Die Osterfeiertage rückten immer näher und wir beschloßen
dieselben
in Rom zuzubringen,*

den 20. März 1839.

*Reisten wir von Neapel ab. Das Postwesen in Neapel läßt
in Beziehung auf den Personentransport viel zu wünschen übrig.
Denn eines Theils ist die Beförderung des Personen gar nicht
in den Händen des Staats, sondern in den von Privatpersonen, an-
derntheils kann man nie wissen, ob man an einem Tage gewiß
fortkommt, da blos 2 Mal die Woche Diligenze Verbindungen
bestehen, welche ein gewisser Ancrisani³² eingerichtet hatte, und
niemals Beiwagen gegeben werden, sodaß bisweilen 4 Wochen
alle Plätze nach Rom voraus vergeben sind. Diesem letzteren
Umstände verdanken wir es, daß wir vorzeitig unsre Plätze
bestellten und zu rechter Zeit eintreffen kon[n]ten. Wir blieben
die erste Nacht in Gaeta und kamen am andern Tage Abends
nach Terracina.*

*Ein abscheuliches Nest; doch hatten
wir hier ein besonderes Abentheuer,
indem wir ohne Ahnung ein Nonnenklos-
ter besahen und von der Abbatin und
den höhergestellten Damen ganz besonders
aufmerksam behandelt wurden. Ob sie
vielleicht glaubten, daß Friedländer
ein versteckter Prinz sei? Kurz jedem
Angestellten ist es streng untersagt, eine Man[n]s-
person in ein Nonnenkloster <eintreten> zu lassen.*

*In der Stadt selbst sahen wir endlich einmal eine Palme
mit mehreren frisch angepflanzten Bäumen, sonst war das
Nest höchst langweilig und eine Hitze wie im feurigen Ofen*

³² wohl ‚Angrisani‘

{Blatt „87“, Vorderseite:}

und doch mußten wir, um die Aussicht zu genießen, $\frac{3}{4}$ Stunden steigen um auf den sogenan[n]ten Palast des Theoderich zu gelangen, er nimmt die vorspringende höchste Spitze ein und ein corridor von 12 Bogen öffnet sich nach der Südseite auf das Meer und die nahen Inseln während man auf der entgegengesetzten Seite die Ebene bis zum Albanergebirge überschauen kann.

Zur Zeit der Römer war der Hafen von Terracina wichtig – jetzt ist er ganz versandet und ein neuer molo bietet den Küstenfahrzeugen nur dürftigen Schutz.

Am andern Morgen passirten wir die berühmten Pontinischen Sümpfe, welche sich von Terracina bis Nettuno erstrecken und vielleicht 2 Meilen breit und 7 Meilen ~~breit~~ <lang> sind. Die Straße läuft in schnurgerader Richtung mit stattlichen auch manchmal kurz beschnittenen Ulmen in einer doppelten Reihe bepflanzt und endigt auf der alten via Appia, neben dem alten canal delle Botte, den schon Augustus angelegt hatte. Die Sümpfe werden namentlich von den Büffeln aufgesucht, doch giebt es auch höher gelegene Stellen, welche ausgedehnte Weiden abgeben. In der Urzeit faßten diese ~~Sümpfe~~ Landstrecken 24 Ortschaften, versumpften aber schon in den letzten Jahren der Republic und liegt der Grund wohl in dem mangelnden Gefälle des Bodens.

Die Bäche und Canäle sind nicht im Stande, bei starken Regen die von den Bergen kommende Wassermasse rasch in sich aufzunehmen und sobald sorgfältige Aufsicht fehlt, trägt die üppig wuchernde Vegetation der Wasserpflanzen auch

{Blatt „87“, Rückseite, rechte Spalte:}

unter gewöhnlichen Verhältnissen dazu bei, den Abfluß zu hemmen. Deshalb haben alle Austrocknungsversuche immer nur zeitweise Abhülfe gewähren können. Die Straße läuft an der Westseite des Albanergebirges und nachdem ~~durch~~ <wir> die kleinen Orte Orte Torre tre ~~del~~ Ponti u. Velletri passirt hatten, kamen wir nach Cisterna³³, wo sich die einst berüchtigten Eichenwälder ausdehnen. In Genzano wurde nochmals gehalten und Abends gegen 9 Uhr trafen wir in Rom ein.

So traurig auch die Gegend, die wir durchzogen, aussah, so wurden wir doch schon hinter den pontinischen Sümpfen gewahr, daß die Umgegend Roms an Schönheit der Form und an einer gewissen, eigenthümlichen Farbe den reizenden Golf von Neapel mit seiner üppigen Umgebung doch noch übertrifft und wenn den öden Gassen der Stadt selbst jener fröhliche brausende Lärm Neapel's abging, so bot einem doch gerade in der jetzigen Zeit das römische Volksleben höchst originelle eigenthümliche Seiten. Das herannahende Osterfest brachte eine <Menge> schöner großer Römerin[n]en auf den dunklen corso, die von den Gebirgen herein gekom[m]en, um den Feierlichkeiten in der Osterwoche beizuwohnen.

Wir hatten in der Straße condotti eine passende Wohnung gefunden und nachdem wir eine Menge kleiner Geschäfte bei dem Consul und dem preußischen Gesandten abgewickelt und die ersten Schritte auf das Capitol und den alten Circus gelenkt hatten, stiegen wir hinaus zum Vatican.[#]

³³ Die hiesige Reihenfolge der Orte wäre zu überprüfen. Auf der Strecke von Neapel nach Rom folgen Tor Tre Ponti, Cisterna di Latina und Velletri aufeinander.

{Blatt „87“, Rückseite, linke Spalte:}

Niemand kann sich eine Vorstellung von Rom machen, der es nicht selbst gesehen hat. Paris mit seiner bunten Mannichfaltigkeit, das kann eine ~~bunte~~ lebhaftere Phantasie sich ausmalen,

ganz anders aber Rom. Es ist für jeden, der es betritt, ein ganz anderes, als er sich gedacht. Und dieses besondere Gepräge ist so stark, daß der erste Ueberblick genügt, um die Gesamtvorstellung der einzigen Stadt ewig im Auge zu behalten. Der Alterthumsforscher geht den Denkmälern und den Ueberbleibseln der alten Römerzeit nach, andere suchen die Pracht der Kirchen und die Kunstschatze des päbstl. Rom.

Majestätische Römerbauten u. daneben gewöhnliche Häuser, aus denen die modernste weiße Wäsche zum Trocknen herabhängt, finstere Klostermauern und neue Prachtbauten sind Contraste, wie es schwerlich eine andere Stadt aufzuweisen hat.

{Blatt „88“, Vorderseite:}

Das Haus, wo Gregor wohnt, der Oberpriester, dem Gott den Schlüssel gab, die Gegenwart zu erschließen, der Herold, welcher sie den Völkern verkündigen soll. Der Vatikan ist kein Palast, sondern eine Stadt von Palästen.

Die Mühe und Strapazen, durch die 10000 Zimmer und Gallerieen, durch die geweihten Räume, in welchen von Perugino's, Rafael's, Julio Romano's, Dominichino's, Michel Angelo's und Coreggio's Pinsel ausgeziert, die unsterblichen Meisterwerke der griechischen und römischen Plastik aufgestellt sind, durch die Säle, in denen die Malerei vieler Zeiträume und Völker das Schönste versam[m]elt hat, durch die Gallerieen des Genies und der Wissenschaft, in welchen der kostbarste Bücher und Manuscriptenschatz aufbewahrt ist, den die Welt besitzt, durch die Loggien und Stanzen, deren Wände einzig und allein mit den Compositionen Rafaels geschmückt sind, durch das Arbeitscabinet des großen Sanganelli, sind groß und nur durch näheres Eingehen in die einzelnen Fächer, was bei

{Blatt „88“, Rückseite:}

dem jetzigen kurzen Aufenthalt gar nicht ~~möglich~~ <gemacht werden kon[n]te>, ist eine Erleichterung möglich. Gegenwärtig wollten wir die Osterfeiertage hier zubringen und das Uebrige für den nächsten grösseren Aufenthalt aufschieben.

Die Feier des Palmsontags wird regelmässig in der Basilika des heiligen Petrus begangen und daher strömten alle Fremde in langen Zügen hinüber jenseits der Tiber, wo die Peterskirche gelegen ist.

Die Kirche oder vielmehr das Innere kam mir nicht so ungeheuer vor, als wie man sich immer vorstellt und auch die Fresken in der großen Kuppel schienen von keinen Meister~~werken~~<händen> gemalt zu sein, doch war der colossale Platz vor der Kirche mit den 400 cannelirten Arcadensäulen zu beiden Seiten, der Obelisk aus Theben und die beiden prachtvollen Fontainen, welche fortwährend Jahr aus Jahr ein gegen 40 Fuß hoch ihre Strahlen in die Höhe senden, wahrhaft großartig und überwältigend.

Im Innern der Kirche im hohen Chor war für den Pabst ein Thron errichtet zwischen der Kanzel und dem ≡ ≡ Hochaltar und zur rechten und linken Hand von dem Stuhle des Kirchenoberhauptes waren Tribünen für die in Rom weilenden Prinzen, für das diplomatische corps und sonstige Fremde von Rang aufgestellt. Die erste Bank sollte von den Cardinälen, die zweite

{Blatt „89“, Vorderseite:}

von den Bußpriestern eingenommen werden. Zu beiden Seiten des Hochaltars und ganz um ihn herum waren erhöhte Sitze von mehreren Abtheilungen für Damen, die mit einer Einlaßkarte versehen waren, aufgerichtet und eine Abtheilung Miliz, in alten faltigen Röcken mit langen Hellebarden hielt den Zutrang der Menge in Schranken.

Endlich nach langem Harren entstand eine große Bewegung der im Schiff der Peterskirche harrenden Volksmenge und verkündete die Annäherung des Oberhirten der katholischen Christenheit. Voran zogen zu 2 und 2 in feierlichem Schritt die Bußväter im Meßgewande und dann die Cardinäle im Chorrock; hierauf erschien der Nachfolger des heiligen Petrus, auf einem Thronessel getragen, der von einem Dache überdeckt und von 2 breiten Fächern mit weißen Federn zu beiden Seiten eingefast ist, so daß sich Se. Heiligkeit fast wie in einem Tabernakel eingeschlossen befindet.

An diesem Tage trug er übrigens nicht die 3 fache Krone, sondern eine einfache silberne Bischofsmütze und glich in seinem weißen Chormantel einer Bildsäule, die nur dann sich belebte, wenn sie den Gläubigen den Segen spendete.

Am Hochaltar ward der Pabst niedergesetzt, verrichtete ein kurzes Gebet und bestieg den Thron, wo er die Palmen erst einsegnen und dann austheilen wollte. Diese Palmzweige sind ziemlich lang und zierlich gewebt. Derjenige, den der Heilige Vater trug, hatte die Gestalt eines Kreuzes und war äußerst klein

{Blatt „89“, Rückseite:}

*damit er ihn mit Bequemlichkeit in der Hand führen konnte. Die Aus-
theilung geschah mit feierlicher Ordnung und ernster Würde. Die
Cardinäle, die Bußpriester und viele Herren in Uniform kamen
zu ihm heran, um aus den Händen des Heiligen Vaters die ge-
weihte Palme zu empfangen. Jeder beugte seine Kniee und küßte
dann das Kreuz auf dem Schuhe des Pabstes. Die Cardinäle küßten
die Palme, welche sie empfangen hatten und ließen, wenn sie an
ihre Stelle zurückkehrten, die lange Schleppe ihres Mantels auf
den Stufen des päpstlichen Thrones nachziehen.*

*Es lag in diesem großen Palmenfeste, in
dieser Darlegung von Pracht und Glanz
inmitten einer unzähligen Menschen-
masse und unter dem Gewölbe des
größten Tempels der Welt Etwas, das
auf eine großartige Weise den siegreichen
Schritt der Kirche durch die Jahrhunderte
hindurch ausdrückte.*

*Die Feier der Todtenmette am Mittwoch fand in der Sixtinischen
Kapelle statt, dieser kleinen Kirche im Vatican, worin die groß-
artigen Schöpfungen des Michel Angelo sich befinden. Diese
Kirche vermag kaum 300 Personen aufzunehmen und an diesem
Tage wollten 1000 von Fremden hineindringen. So ward ich
denn fast erstickt und hatte Mühe Athmen zu holen³⁴.*

*Aus diesem Grund wurde ich auch nicht
zur Andacht gestimmt, als die Psalmen
gesungen und das berühmte Miserere
von Allegri angestimmt wurde. Es
waren keine him[m]lischen Töne wie von
Engeln, und der Gesang der Thomaner*

³⁴ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „zu athmen“ statt „Athmen zu holen“ (vgl. u. a.: Grube, A. W.: Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde ... Erster Theil, 9. Auflage, Leipzig 1864, S. 401).

{Blatt „90“, Vorderseite:}

in Leipzig während der Modette an einem Sonnabendmittag ist mir lieber, als diese alten abgenutzten Stimmen der entmannen Kirchensänger.

Auch kamen mir die Gestalten in den berühmten Fresken von Michel Angelo viel zu colossal vor und würden dieselben in einer großen Kirche und an großen Wandflächen einen ganz andern Effect machen.

Am grünen Donnerstag in aller Frühe strömte die Menge nach St. Peter, um hier der Ceremonie des Fußwaschens beizuwohnen, welche in einer von den Seitencapellen der Basilica stattfinden sollte. Ein ganz einfacher Thronessel war in der Mitte der Kapelle, etwas erhöht, für den Pabst aufgestellt worden und ein langer Tritt war für die 13 Apostel bestimmt, welche den verschiedensten Nationen angehörten. Auf beiden Seiten der Kapelle standen Bänke für die Damen, während die Männer in Festbekleidung hinter denselben stehen blieben. In dem Maaße, als die Stunde der Ceremonie näher rückte, drangen auch die Wogen der Neugierigen in den reservirten Umkreis hinein.

Wenn man die Augen zu der Kuppel erhob, so bemerkte man einige 100 schwarze Punkte, die man als Menschen erkan[n]te, welche das seltsame Schauspiel aus der Vogelperspective betrachteten.

Die 13 Apostel hatten sich auf den Bänken niedergelassen, welche auf einem Teppich gestellt waren, der die Nachtmahlssonne nach dem Bilde des Leonardo da Vinci

{Blatt „90“, Rückseite:}

in seiner Stickerie sichtbar machte. Sie trugen ein Oberkleid von weißer Wolle und eine Art viereckiger weißer Mütze; ihr rechter Fuß war entblößt, denn er sollte vom Heiligen Vater gewaschen werden. Das Oberhaupt der christl. Kirche trat endlich heran, nachdem er kleine Schürze³⁵ vorgebunden, wusch er den 13 Aposteln die Füße, trocknete und küßte sie.

Nichts in der Welt macht für ein gläubiges Gemüth einen so starken Eindruck als die Macht in demüthiger Gestalt.

Die Abendmahlsfeier, zur Erinnerung an die letzte Mahlzeit, welche der Herr mit seinen Jüngern hielt, folgte der Ceremonie des Fußwaschens sogleich nach.

Der Tisch für die 13 Apostel war aber nicht in derselben Kapelle zubereitet, sondern in einem Saale des Vatican und es war mir bei dem Gedränge nicht möglich dorthin zu gelangen.

Noch eine andere Ceremonie findet vor der Abendfeier des grünen Donnerstags Statt nämlich die Wallfahrt der armen Pilger, die in Begleitung der vornehmsten römischen Damen heranziehen, um vor dem Heiligen Grabe nieder zu knieen und im Anblick der heiligen Hostie, als Sinnbild des göttlichen Lebens inmitten des Todes ihr Gebet zu verrichten.

Die römischen Prinzessinnen an der Seite der armen Fremdlinge gewähren ein wohlthuendes Gefühl, doch muß man bedenken, daß in Italien der Adel nicht so streng auf Etikette hält, als anderswo z. B. bei uns in Deutschland.

³⁵ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „er eine kleine Schürze“ statt nur „er kleine Schürze“ (vgl. u. a.: Schöppner, Alexander: Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. Geographische Bilder aus der gesammten neueren Reiseliteratur, Leipzig 1858, S. 289).

{Blatt „91“, Vorderseite:}

Um die Mittagsstunde des heiligen Samstags erfüllte ein allgemeines Freudengehön die Hauptstadt der christlichen Welt oder vielmehr den Theil, wo St Peter liegt, denn in dem übrigen Stadtheil bekümmert sich kein Mensch um diese Feierlichkeiten. Der Heiland hatte nach dem, was uns darüber gelehrt wurde, den Stein vor seinem Grabe gesprengt, und der Welt sich wiedergegeben.

In allen Kirchen läuteten die Glocken und von der Engelsburg donnerten die Kanonen. Die Trauerwoche war zu Ende und der erste Ostertag ward mit der großartigsten Ceremonie angefangen. Der Pabst selbst hielt in St Peter das Hochamt. Es ist allerdings für einen Jeden, ein großartiges Schauspiel, den Heiligen Vater zu sehen, wie er unter dem prächtigen Thronhimmel herumgetragen wird und sämmtliche religiöse Orden in ihren verschiedenartigen Trachten dem Kirchenoberhaupte voranziehen.

Was mich während der Feier des Hochamts am meisten bewegte, war die Erhebung der Hostie und die Kom[m]union. Ein tiefes Schweigen herrschte im ganzen weiten Raum der Kirche. 30000 Anhängige waren auf ihre Kniee gesunken. Der Pabst allein stand aufrecht und hielt die Hostie empor unter lautschmetterndem Trompetenschalle.

Um die 12^{te} Stunde Mittags ertheilte dann der Pabst von der Höhe des an der Vorderseite der St. Peterskirche

{Blatt „91“, Rückseite:}

befindlichen Balkons herab der Christenschaar seinen Seegen.

*Wer diesen Anblick nicht aus eigener
Anschauung gehabt hat, macht sich
schwer eine Vorstellung davon.*

*Hunderttausend Christen, aus allen Thei-
len der Welt herbeigeströmt, bedecken
den ungeheuern Platz vor der Peters-
kirche; alle Glocken in Rom lassen ihre
Töne durch die Luft erklingen und die
Kanonen donnern von der Engelsburg.*

*Nachdem der Pabst eine kurze Rede gehalten macht er über das
Volk 3 Kreuze und erhebt die Hände gen Himmel, um den
göttlichen Segen herabzuflehen. Abends in der 8^{ten} Stunde
wurde dann die Peterskuppel von Außen beleuchtet. 500 Men-
schen sind angestellt um die 5000 Papp<ier>deckel, welche um ~~das~~ <ein>
Jedes Licht anfangs gestellt ~~ist~~ <sind>, in einem Nu mit dem Schlag 8 Uhr
herabzureißen.*

*Diese Verwandlung des matten Lichts
in ein grelleres machte einen großen
Effect. Nimmt man hierzu noch das ewige
Plätschern der riesigen Fontainen, das
Geschreie des Volkes und das Läuten
aller Glocken, so wird es fast keinen
Reisenden geben, der, aus Rom zurück-
gekehrt, nicht von diesen Ceremonieen
ergriffen gewesen wäre.*

*Am 2^{ten} Osterfeiertag Abends in der 9^{ten} Stunde wurde das
Feuerwerk auf der Engelsburg abgebran[n]t. Wir mietheten
einen Platz unmittelbar in einem Hinterhaus an der Tiber.*

{Blatt „92“, Vorderseite:}

Da die Engelsburg unmittelbar an der Tiber liegt und das abzubrennende Feuerwerk in beweglichen Feuerwerkskörpern bestand, so war die Abspiegelung derselben im Fluß intressant. Um 8 Uhr wurden die Kanonen gelöst und bis zum Schluß unaufhörlich hintereinander abgefeuert. Zuvörderst stiegen Raketen und Leuchtkugeln in unzähligen Massen in die Höhe und fielen unmittelbar in's Wasser; dann kamen unzählige Goldregen mit verschiedenartigem Feuer; Hunderte von Schwärmern sprangen im Wasser hin und her, tauchten unter und kamen mit einem heftigen Knall wieder an die Oberfläche; ferner stiegen Tourbillons empor, die sich horizontal um ihre Achse drehten und so steigende Feuerräder bildeten; endlich nach einer kleinen Pause wurde die Girandola losgebrannt, die in einer Feuergarbe von 3000 Raketen emporstieg. Das Schreien und Brüllen der Menge, das Knallen der Kanonen war über-täubend.

Uebrigens hatte ich in Paris fast ein ähnliches Feuerwerk gesehen, obschon die Italiener in der Kunst der Lustfeuerwerke berühmt ist und schon im Jahr 1379 in Vicenza zum Friedensfeste ein Feuerwerk abgebran[n]t wurde.

{Blatt „92“, Rückseite:}

Den andern Tag gingen wir nochmals in die Peterskirche, um uns dieselbe genauer anzusehen. Der Eintritt in dieselbe wird gleichsam vorbereitet durch den herrlichen Petersplatz, auf dem früher der circus des Nero war, der sich an Kampfspielen der Christen mit wilden Thieren ergötzte.

Gerade also auf dem Platze, wo einst der größte Tyrann seine Augen an dem schmachlichen Tod so vieler Märtyrer weidete, vereinigt sich gegenwärtig der höchste Glanz des christlichen Roms: die Peterskirche und der Vatican.

Wie bedeutsam wird durch diese Vergleichung die Inschrift auf den berühmten Obelisk, der sich in der Mitte des Platzes zwischen den beiden Fontainen erhebt: „Das Kreuz hat triumphiret.“ Dieser Obelisk, der ehemals 2 Kaisern, dem Augustus und Tiberius, gewidmet stand, war mit der Herrlichkeit des alten Rom's in Schutt und Staub versunken, aber mit der Wiedergeburt des neuen Roms dem heiligen allbelebenden Kreuz geweiht, das nun als Denkmal des wahren Glaubens über den Trümmern der Finsterniß auf seiner Spitze strahlt.

Auf jeder Seite des Obelisk rauscht ein mächtiger Springbrunnen von 30 Fuß Höhe wodurch der Platz fortwährend an Leben gewinnt. Noch mehr aber erhöht seinen Glanz die majestätische Colonnade, die ihn von der Seite der Kirche her umgiebt, sodaß er gewiß vor allen berühmten Plätzen der Welt sich auszeichnet. Dieses Säulengebäude zu

{Blatt „93“, Vorderseite:}

beiden Seiten sind von einer Erhabenheit, die man sich kaum schöner denken kann und besteht aus 320 Säulen von Travertin, eine jede von einem Umfang, daß 2 Männer sie kaum umklaftern können.

Die Säulen an und für sich von verhältnißmäßig bedeutender Höhe stehen 4 fach und bilden 3 Gänge, von denen der mittelste weiter ist, als die beiden Seitengänge, sodaß man auch fahren kann. 28 Statueen schmücken das Geländer, womit das platte Dach der Colnade umgeben ist, sowie 48 andere Statueen die Geländer der beiden Gänge, die sich an das Dach anschließen und in die Vorhalle der Kirche führen.

Zur Kirche selbst, dessen Vorderseite dem großen Oval dieses Platzes zum Hintergrunde dient, führt eine Marmortreppe, auf welcher die Statueen der Apostel Petrus und Paulus stehen, und das Portal tragen Säulen, die wenigstens 40 Fuß hoch sind. 5 große Oeffnungen zwischen den Säulen führen in die Vorhalle der Kirche. Ueber derselben ist eine zweite Gallerie mit dem Balkon in der Mitte, von welchem der Pabst gestern den Segen gesprochen hatte und oberhalb der Säulen läuft eine Attika und auf dieser ein Geländer, wo die colossalen Statueen Christi und der 12 Apostel die Vorderseite bekränzen, hinter welcher die Kuppel wie ein lustiges Pantheon emporragt, in dessen höchstem Gipfel dann die ungeheure Composition mit dem Kreuze sich vollendet.

Aus dieser prächtigen Vorhalle, deren Hauptschmuck

{Blatt „93“, Rückseite:}

die schöne Mosaik ist, das Schiff Petri vorstellend, gelangt man durch 5 Thüren in das Hauptschiff der Kirche.

Der Eindruck, welchen der erste Eintritt in dieses gewaltige Kirchengebäude bei mir hervorbrachte, war nicht so gewaltig. Heute jedoch, wo die vergleichende Denkkraft der Phantasie zu Hülfe kam, wurde die Seele mit Staunen erfüllt und in den Verhältnissen dieses Großen Ganzen allmählig das Ungeheure bemerkt, das dem Baue zum Grunde liegt.

Die Höhe und Breite und Länge imponiren und vor allem fällt der Glanz auf, welche dem Eintretenden von allen Seiten wie aus einem geschmückten Salon entgegenstrahlt. Unwillkürlich blickt das Auge zu der Kuppel empor, unter deren Wölbung der zierlich geschmückte Hochaltar steht, worüber ein vergoldeter Baldachin gespannt ist, der auf 4 gewundnen Säulen steht und selbst die Höhe eines ansehnlichen Gebäudes hat, ob er gleich dem Auge nur wie eine bloße Zierde erscheint. Unter diesem Hochaltar ist die Gruft, welche die Gebeine des Apostel Petrus aufbewahrt und um dieselbe oben sieht man ein Geländer, auf welchem Tag und Nacht mehr als 100 silberne Lampen brennen.

Diese gewähren einen feierlichen Anblick und verleihen dem Ganzen ein ernstes Ansehen, indem sie die Idee einer immerwährenden Todtenfeier in diesem dem Ersten der Apostel gewidmeten Tempel erwecken.

Erstaunlich sind die 4 gewaltigen Pfeiler, auf welchen die

{Blatt „94“, Vorderseite:}

Kuppel, gleichsam als ein zweites Pantheon in höheren Regionen aufgestellt ist. Die Kuppel selbst ist unstreitig ein Riesensbau, der alle Wunder der alten Baukunst übertrifft und um ihre Größe ganz zu würdigen, darf man nur in eine der 2 Gallerieen, die im Innern an der Wölbung herumlaufen, hinaufsteigen und von da hinunterschauen!

Wie nichtig erscheint von dieser schwindelnden Höhe einem der gerade darunter befindliche grandiose Hochaltar und wie klein erscheinen in der dunkeln Tiefe die 100 Lampenflammen, die als weitentfernte Lichtpunkte um das Grab der Apostel Tag und Nacht ihr feierliches Licht ausströmen!

Die Kirche selbst ist in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut und ihre staunenswerthe Grösse nimmt man dann am deutlichsten wahr, wenn man in ihre Mitte tritt und von da aus einerseits das Auge nach Osten andererseits in die ganze Länge und Breite der Kreuzesarme wirft. Was die Kapellen anlangt zu beiden Seiten des Schiffes der Kirche, so sind auch diese so groß, daß eine jede beinahe den Umfang einer beträchtlichen Kirche mißt, wodurch das Auge, sowie man die Kirche hinaufgeht, in jedem Momente mit erneuerter Pracht überrascht wird und immer neue bewundernswerthe Räume wahrnimmt, die man Anfangs gar nicht bemerkt hatte.

Mit Altären ist die Kirche nicht überladen und wie bekan[n]t sind die Altäre nicht mit Gemälden, sondern ~~aus~~ <mit> Mosaikgebilden, aber von vortrefflicher Arbeit versehen.

{Blatt „94“, Rückseite:}

*St. Peters Dom ist die Sonne, die leuchtend über den Palästen,
Tempeln
und Ruinen der ewigen Stadt steht und ihre weltbeherrschenden Strah-
len meilenweit nach allen Seiten hin aussendet, um die Pilger mit
magnetischer Kraft festzuhalten. Woher man immer kommt
ob aus Süd, Nord, Ost oder West immer blitzt zuerst am tief-
blauen Horizont das goldne Kreuz der Peterskuppel wie das
hellstrahlende Feuer eines Leuchthurms auf, um den sicheren
Hafen zu bezeichnen, wo man nach der mühsamen Wanderschaft
anlegen soll.*

*Ohne den Pabst gesehen, ohne die Peters-
kuppel bestiegen zu haben, kann der Fremde
Rom nicht verlassen.*

*Obschon wir im Sommer nochmals längere Zeit in Rom verblei-
ben wollten, so hielten wir es doch für besser, wenn wir jetzt
die Expedition auf die Kuppel anträten.*

*Eine Erlaubnißnißschein des Maggiordo-
mo³⁶ ist ohne Mühe von jedem Gesandten
teutscher Mächte zu erhalten und öffnet
die Thüren zu den Treppen dieses Riensenbaues.
Schon auf dem Dach der Kirche, zu dem eine sanft ansteigende
Treppe von solcher Breite führt, daß man zu Wagen hinauf
fahren könnte, ist die Aussicht weit und überraschend und nir-
gends erscheint der ungeheure Petersplatz mit den beiden
in 2 geöffneten Halbkreisen ihn umschließenden Säulengängen
erhabner, als am Steingeländer des Daches auf der Façade.
In der Mitte des Platzes steht der 4000 Jahr alte Obelisk
aus dem Sonnentempel von Helioipolis, umflattert und
umweht von den wie mit Perlen und Diamanten³⁷ schim[m]ernden
Staubschleiern der Fontainen, die ohne Aufhören sich ablösen*

³⁶ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Ein Erlaubnißschein des Magiordomo“ statt „Eine Erlaubnißnißschein des Maggiordomo“ (vgl. u. a.: Willkomm, Ernst: Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien, Band 1, Leipzig 1847, S. 304).

³⁷ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält nur „wie Perlen und Diamanten“ statt „wie mit Perlen und Diamanten“ (vgl. u. a.: Willkomm, Ernst: Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien, Band 1, Leipzig 1847, S. 305).

{Blatt „95“, Vorderseite:}

*von den auf und niederrauschenden Gewässern der Springbrun[n]en.
Trifft gerade die Sonne den feuchten Dunst-
kreis der beiden Brunnen, so schlingt
sie buntfarbige Regenbogen um die
silbernen Schaumpalmen, auf denen mit
immer neuen Entzücken das Auge ruht
und im Doppelgenuß edler Kunst und Natur
sich berauscht.*

*In einem Seitenthurm steigt man auf leichter Wendeltreppe
vollends bis zum Eingang der Kuppel hinauf. Bei der letzten
Wendung tritt man auf die Gallerie, die sie nach Innen umgiebt.
Und ein ziemlich schmaler Gang zwischen der inneren Kuppel-
wand und dem äußern Mantel derselben führt hinauf zur
Laterne, die von einem zu sichern Austritt eingerichteten
Kranze umgeben ist.*

*Das Auge schweift hier über das weit
ausgegossene Häusermeer der Stadt und
sucht in weiter Ferne an solchen Gegen-
ständen einen Ruhepunkt, die, obwohl
nur in verstümmelten Trümmern vor-
handen, doch so lange in der Geschichte
und dem Andenken der Welt leben
werden, als die Erdkruste ihre jetzige
Gestalt behält.*

*Vor mir lag das alte Rom umspinnen von allen Seiten
mit dem endlosen Netz der dunkeln von Menschen und
Thieren geflochtenen campagna. Die scharf darin ~~lichter~~
hervortretenden lichtereren Linien sind die alten Was-
serleitungen, die nach dem Albaner und Sabinerge-*

{Blatt „95“, Rückseite, rechte Spalte:}

birge zulaufen. Wie nie zuvor trat die große Umgebung der ewigen Stadt im Sonnenlicht des klaren Frühlingstags so überwältigend vor meine Augen. Vom hohen Soracte in Nordost bis zum westlichen Abhang des Albanergebirgs im Süden lag die ganze Kette der Sabinerberge mit den beschneiten Gipfeln des Apennin im Hintergrund rund um die campagna wie eine unübersteigliche Mauer.

*Im Westen flimmerte der Silber-
spiegel des Meeres hinter dem grauen
Saum der bewaldeten Küste von Ostia.
Das Geräusch des städtischen Lebens drang
nicht herauf bis zu dieser Höhe und so
konnte man sich leicht der Vorstellung
hingeben, beim Anblick einer so unermess-
lichen³⁸ gänzlich oder nur theilweise in
Staub zerfallner Prachtbauten, daß
altes wie neues Rom verödet nur als
herrliches Grabmal größter Erdentage
vor einem liege. Das Gefühl gänzlicher
Verödung überfällt Einem leicht in
Roms Nähe, weil die campagna im-
mer still bleibt und die schönen Formen
der Gebirge in ihrer ewigen Klarheit,
ihrem glühenden Farbenwechsel, ihrem
unbeweglichen immer grünen Baum-
wuchs das Ansehen haben, als seien
sie erst unter der bildenden Hand
des Schöpfers fertig geworden.*

So stand ich auf der hohen Kuppel, stolz auf das Erdenreich

³⁸ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „unermesslichen Menge“ statt nur „unermesslichen“ (vgl. u. a.: Willkomm, Ernst: Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien, Band 1, Leipzig 1847, S. 310).

{Blatt „95“, Rückseite, linke Spalte:}

{Die nachstehende Einfügung gehört zur nachfolgenden Seite (vgl. dortiges „#“).}

Rom ist zwar eine große, aber keine schöne Stadt. Eng und unregelmäßig gebaut füllt sie die Flußniederung und bedeckt die aus ihr sich erhebenden unbedeutenden Hügel zwischen dem Janiculus und den Vaticanischen Höhen im Südwest und dem Höhenzug im Nordost auf dem die Villen Borghese und Ludovici liegen und der sich als monte Pincio gegen die piazza del popolo vorstemmt. Schmal und krum[m] ziehen sich die schlecht gepflasterten Straßen zwischen den Häusern hin und die wenigen öffentlichen Plätze sind mit Ausnahme der piazza Navona weder von großem Umfang noch durch prächtige Bauten ausgezeichnet. Von den Kirchen stecken sich die meisten gleichsam in die Flucht³⁹ der Häuser und die Paläste kehren überwiegend ihre unschöne Seite der Strasse zu. Die einzige gerade Straße von einiger Ausdehnung ist die via del corso, aber auch sie ist schmal und am schmälsten auf ihrer belebtesten ~~Straße~~ Strecke von der piazza Colonna bis zum zum piazza del popolo, in dessen Nähe eine Marmortafel das Haus bezeichnet, in dem Göthe gewohnt hat.

Dennoch giebt es in Italien keine andere Stadt,

³⁹ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Von den Kirchen verstecken sich die meisten gleichsam in der Flucht ...“ statt „Von den Kirchen stecken sich die meisten gleichsam in die Flucht ...“ (vgl. u. a.: Schweichel, Robert: Italienische Blätter, Berlin 1877, S. 137).

welche den Fremden allmählig so fest verstrickte wie Rom. Die Ruinen, die Kunstschatze, die historischen Erinnerungen und das Leben umschlingen ihn jeden Tag mit neuen Zauberfäden. Mit jedem Tage wächst die Grösse des Eindrucks in der Seele und es wächst das Frohgefühl, sich in Rom zu wissen. Es ist, als ob jeder Pflasterstein der ewigen Stadt verjüngende Kraft ausströmte, und um von ihr durchdrungen zu werden, braucht man nur mit offnen Auge der Leitung des Zufalls sich zu überlassen.

{Blatt „96“, Vorderseite:}

hinabschauend. Ich ging wie in ein Traumleben ein. Während das Auge sich mit Wonnethränen füllte, schlugen erregt die Pulse und das Herz dehnte sich aus in unsagbaren Sehnen und Schauern.#

Bis in den Knopf der Kirche, der 16 Personen fassen soll, kam ich nicht und hatte nicht Lust meine Gliedmaßen in ein so erwärmtes Gehäuse einschachteln zu laßen.

Monat April 1839.

In Rom war einer meiner ersten Lehrer verstorben, der candidate theologiae Friedrich Schluttig aus Chemnitz, welcher bei dem franz. Gesandten dort als Gesellschafter angestellt gewesen war und auf dem protestantischen Gottesacker dort begraben lag. Meine Schuldigkeit war es daher, seine Grabstätte auf zu suchen.

In welchem Winkel der Erde der Zufall den Reisenden auch hinwirft, ob nach America, Asien oder Australien sei es am Süd oder Nordpol, überall trifft er Deutsche, überall findet er Gelegenheit, deutsche Thatkraft, deutschen Fleiß und deutsches Ringen gegen die Schwierigkeiten der Natur und gegen die Gehässigkeiten der Menschen an zu treffen. So auch die vielen Deutschen auf dem protestantischen Kirchhof in Rom.

Wenn man die modernen Römer mit den Wilden verglichen hat, so mag dieß vielleicht nie Uebertreibung sein. Es sind dieß Naturmenschen, die unter der Macht der Religion und unter der Würde der Künste nicht ein Haar anders

{Blatt „96“, Rückseite:}

sind, als sie in Höhlen und Wäldern auch sein würden. Unter dieser Nation muß man natürlich nicht die Reichen, sondern die kleinen Leute verstehen, die ohne ein besonderes Verhängniß niemals weiter als bis zur osteria gekommen und in der ewigen Stadt geboren sind, deren Begriffe thatsächlich mit der Mauer der Stadt aufhören; sie vermögen nicht einmal überhaupt ein Land von einer Stadt zu unterscheiden.

Es sind die eigenthümlichsten Leute von der Welt, sie besitzen keine Spur von den Kenntnissen, die sich bei uns ein Schulknabe im sechsten Jahr erwirbt; aber voll von Anlagen haben sie in[n]erhalb ihrer Sphäre Alles wahrgenommen und zu den richtigsten Urtheilen benutzt, wobei ihnen allerdings zu Statten kom[m]t, daß diese Sphäre bedeutender als jede andre ist. Sie können weder lesen noch schreiben, noch rechnen und dennoch verrechnen sie sich nicht.

Ohne Bildung haben sie außerordentlich viel Instinkt. Sie fürchten das Nachdenken, wie jede Anstrengung, sind aber höchst zuverlässig, wenn sie sich einmal dazu entschlossen haben, sie sind scheu gegen Unbekannte im übrigen aber zutraulich wie die Kinder.

So ist es auch kein Wunder, wenn sie nur sich als Christen und alle andern, mögen es nun Protestanten oder Türken sein, für eine Art von Heiden ansehen.

Es ist weder ein protestantischer noch auch ausschließlich

{Blatt „97“, Vorderseite:}

deutscher Friedhof, da er zugleich der reformirten, der anglicanischen und der griechisch katholischen Kirche dient. Ich habe manche Kirchhöfe in manchen Ländern und prächtige campi santi gesehen, aber keinen einfachern und stilleren als diesen am Paulusthor.

Es ist hier die Stadt des Todes, denn hier entschlief so manches Individuum, alt geworden im Laufe der Geschichte. Wie über einen ungeheuren Grabe wandeln die Hinterbliebenen und die Glocken der Stadt läuten die großen Tage der Weltgeschichte aus.

Darum hätte ich gewünscht, daß auch der Gottesacker für die Fremden eine bessere Berücksichtigung gefunden hätte.

April 1839

Das Riesengebäude des Colosseum, von Vespasian begonnen und von seinem Sohn Tittus vollendet, konnte einst über 100000 Zuschauer fassen, bis gegen Ende des 14^{ten} Jahrhunderts seine Zerstörung dadurch gefördert wurde, daß mehrere Päbste die Steine von demselben zu vielen großen Bauten nehmen ließen. Als ich mich dem ungeheuern Bauwerke näherte, wuchs

{Blatt „97“, Rückseite:}

*dasselbe mit jedem Schritt immer höher vor meinen Augen empor.
Auf dem davor gelegenen Platze befindet sich die sogenannte
meta Sudans, ein Rest des von Vespasian angelegten Spring-
brunnen's, der einst so stark besucht war, daß der in der
Nähe wohnende Dichter Seneca sich sehr oft über den Lärm
beklagt haben soll, welcher Tag und Nacht dort herrsche.
Sonst hieß das Colosseum das Amphitheater des Flavius
und hält 1600 Fuß in Umfang, indem es in 3 Ordnungen
übereinander aufsteigt, die so ziemlich noch erhalten sind.*

*Als ich in die erste Bogenhalle eintrat,
mußte ich unwillkührlich stehen bleiben.
Ueber mir das klarste Himmelsblau, das
durch alle Bogenwölbungen, Thore,
Mauerspalten und Oeffnung sich brach
und alle Umrisse haarscharf abschnitt.
In dem großen Runde der arena war es still und kühl.
Frisches Grün nickte herab von den hohen grauen Wänden
und lauschte durch die offenen Fenster und Thorflügel.
Auf dem Platze selbst stehen die Altäre der 14 Nothelfer,
in der Mitte 1 Kreuz und in einem der vielen Bogen hat
ein Einsiedler seine einsame Wohnung aufgeschlagen.
Reizend erschien mir da besonders
die Decoration unzähliger Blumen, die
aus allen Ritzen und Spalten, auf
Simsen, Bogen und Pfeilern des al-
tersgrauen Gemäuers blühen, während
fernes Glockengeläut eine feierliche
Stimmung erwecken muß.*

{Blatt „98“, Vorderseite:}

Monat April 1839

Da unsre moderne Bildung sich in ihren wichtigsten Beziehungen auf die Bildung und Entwicklung des classischen Alterthums gründet, so muß sich auch das Intresse für die hervorragenden Stätten des in der Geschichte der alten Culturvölker immer wieder von neuem beleben. Beruht doch hierauf der eigenthümliche Zauber, den der Name Roms auf alle Gebildeten ausübt, der sie nicht nur antreibt, hier die glänzenden Zeugnisse einer Stufe künstlicher Vollendung aufzusuchen, vor dem wir Nachgeborene staunend stille stehen, sondern der sie auch mit noch grösserer Begeisterung jene öden Stätten besuchen läßt, welche Zeugen der folgenreichsten Begebenheiten in der Entwicklung der alten Welt gewesen sind. Einer Niobe gleich kann die ewige Stadt stolz sein und auf die verödeten oder ~~und~~ unter Schutt und Trümmern vergrabnen Stellen hinweisen, deren Namen mit den wichtigsten That-sachen nicht allein in der römischen Geschichte, sondern auch in der Weltgeschichte unzertrennlich verbunden sind.

An dem schönen Ufer der Tiber unfern der ponte rotto stehen die wohlerhaltenen Ueberbleibsel eines runden Tempels aus der Zeit des Augustus, der Tempel der Vesta.

Der zirkelrunde Tempel ist von den schönsten Verhältnissen

{Blatt „98“, Rückseite:}

und hat 170 Fuß im Umfang. Er ist von parischen Marmor erbaut, mit vorspringenden Dach, das eine Colonnade von 20 kanellirten 35 Fuß hohen Säulen korinthischer Ordnung trägt. Das antike Dach ist längst verschwunden und an seine Stelle ist eine Ziegelbedeckung getreten, auf deren Spitze, wo früher die Statue der Vesta prangte, gegenwärtig das Kreuz des christlichen Cultus steht.

Monat April 1839.

Die dramatische Begabung der Italiener ist vorzüglich. Nicht nur der Künstler von Fach, sondern die Mehrzahl aller Stände besitzt Eigenschaften, welche kaum der Ausbildung bedürfen, um ein verwöhntes Publicum zu befriedigen.

Der Sohn des Volks mit seiner beredten Mimik ist oft ein trefflicher Erzähler und Improvisator.

Unter den gebildeten Italienern trifft man die besten Vorleser, deren feine Declamationskunst alles Können unsrer Rhetoren in Schatten stellt.

Die Helden der ernsten Dramen übernehmen oft Künstler von Fach, ohne daß die genialen Dilettanten sich der geringsten Prüderei oder des leisesten Hochmuths zu Schulden kom[m]en lassen.

Mit Ausnahme einiger Fürsten und Geldmänner empfängt kein Italiener Gäste im eignen Hause. Selbst den vertrautesten Freunden wird kein Glas Zuckerwasser gereicht.

Wenn wir von unsern deutschen Soupers mit Bowlen und von unsern Damencafés sprechen, so denkt ein Italiener: welche Verschwendung!

Den Kindern Spielzeug, Bilder und Märchenbücher zu be-

{Blatt „99“, Vorderseite:}

scheeren gilt ebenfalls für eine nordische Excentrizität und das liebe kleine Volk wächst heran ohne Schneewittchen und Dornröschen kennen zu lernen.

Dem südlichen Kindergarten fehlen die Blumen und Blüten der Phantasie. Die Ausgabe für eine Reise im Sommer fällt vollends weg.

Nur die nobili beziehen ihre villen. Wer daheim bleibt, sitzt in abscheulichen engen Straßen auf Holzstühlen vor einem Conditorenladen und trinkt 1 Glas Limonade. O, deutsche Concertgärten ~~unter~~ <mit> schattigen Bäumen, welche Oasen seid ihr im Vergleich zu diesen trostlos römischen Cafés und o! ihr genügsamen einfach gekleideten deutschen Mädchen!

Monat April 1839.

Der Bürgerstiege vom piazza del popolo bis zum Venetianischen Platz ist von unzähligen Detailverkäufern besetzt, welche den Vorübergehenden ihre ärmlichen Schwefelhölzer oder Wichse anbieten. Umherziehende Männer und Frauen schreien mit kreischender Stimme halbverfaulte Fische und andre verdorbene Nahrungsstoffe aus, deren Pesthauch sie schon lange vorher der Nase angekündigt hatte. An der ehernen Säule Antoniu's⁴⁰ liegen verschiedene Misthaufen und säm[m]liche Laden sind nach dem Muster kleinstädtischer Boutiken. Besonders vermisse ich eine anständige Buchhandlung. Dagegen florieren die Buchbinder mit Gebetbüchern und symbolischen Lesezeichen.

Entsetzlich sind die Spelunken der Tagelöhner im centrum

⁴⁰ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Säule des Antonio“ statt „Säule Antoniu's“ (vgl.: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Bd. 27, Stuttgart 1872, Nr. 19, S. 17).

{Blatt „99“, Rückseite:}

von Rom und Transtevere. Ställe und Keller sind ideale Vorstellungen im Vergleich dieser verpesteten Räume. An Reparaturen geschweige Verbesserungen wird nie gedacht.

Die Klage der Romantiker: „Rom wird früher oder später seine eigenthümliche Physiognomie einbüßen“, kann vor diesen und ähnlichen Betrachtungen nicht aufkom[m]en und ist auch gänzlich unbegründet.

Wo die Physiognomie sich erhielt, darf und wird sie keinem Fortschritt aufgeopfert werden, sondern den Nationalstolz Italiens fort und fort bilden.

Die jetzige und künftige Generation wird „die heilige Straße“ ziehen⁴¹: dieselbe Strasse, wo der Priester, wie Horaz lehrt, stumm mit der Vestalin wandelte. Tausende und Abertausende werden aus den verzauberten Fluthen der Fontana Trevi schöpfen und die gluthäugige Ciccara wird Maler und Poëten begeistern. Noch fehlt dem poëtischen Rom kein Atom; es wimmelt von pittoresken Motiven.

Die spanische Mandoline klingt unter meinen Fenstern und das Miauen, Tuten, Knarren, Klappern, Klimpern der Dudelsackpfeifer wird fortwährend unsere Nerven martern.

Am Wochenmarkt beim Pantheon, welchen Lumpen und Flecken⁴², aber auch welchen Augen begegnet man!!! Das Gehen in diesen Gassen ist nicht ohne Gefahr, denn die Fiaker fahren in gestrecktem Galopp und dazu die Unmasse

⁴¹ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „entlang ziehen“ statt nur „ziehen“ (vgl.: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Bd. 27, Stuttgart 1872, Nr. 19, S. 17).

⁴² Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Flicken“ statt „Flecken“ (vgl.: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Bd. 27, Stuttgart 1872, Nr. 19, S. 17).

{Blatt „100“, Vorderseite:}

*zweiräderiger Wagen vom Esel gezogen und von bronzefarbenen
Männern geschoben!! Welche Körbe voll Lebensmittel!!
Wie sie strotzen von Blumenkohl und Artischocken, von
Radieschen und frischen Salat. Bildschöne Knaben, Ideale
Murillo's⁴³, bieten Schnepfen und Rebhühner an, dazwischen
kommt eine bellerina⁴⁴ im albanesischen Kostüm angehüpft,
schwingt das Tamburin und bittet: „per carita.“!*

*Bunte Bilder, plastische Gruppen, wohin
das Auge reicht. Ein herrlicher Menschen-
schlag aber leider ohne allen sittlichen
Gehalt und Gewissenhaftigkeit.*

*Schattenartig gleitet der blasse schwarz gekleidete Jesuit, der
vornehme Dominicaner, vorüber und dort auf den Stufen
der uralten ara coeli Kirche steht ein Pilger mit Muschelhut,
Stab und Sandalen, angethan wie der „Waller“ auf der
Tittelvignette von Uhland's Gedichten. In der Nähe der Kaf-
fehäuser tauchen die Blumenmädchen auf, die ihre Sträucher...⁴⁵
von Stiefmütterchen, Kresse und Maiblümchen anbieten.*

*Die Italiener befreien sich von jeder
Tyrannei, nur nicht vom Despotismus
der Mode, sie ist absolute Herrscherin
und Jeder beugt sich vor Ihrem Joch wie
überall.*

Monat April 1839.

*Wir hatten noch eine Menge kleiner Geschäfte abzumachen,
so gingen denn die 14 Tage, die wir uns für Rom dießmal*

⁴³ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Murillo's Ideale“ statt „Ideale Murillo's“ (vgl.: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Bd. 27, Stuttgart 1872, Nr. 19, S. 17). Folglich liegt hier im Plural das Substantiv ‚Ideal‘ vor, so daß ein Adjektiv ausgeschlossen werden kann.

⁴⁴ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Ballerina“ statt „bellerina“ (vgl.: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Bd. 27, Stuttgart 1872, Nr. 19, S. 17).

⁴⁵ Die letzten beiden Buchstaben sind unklar. Es könnte ‚Sträucher‘ lauten. Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Sträuße“ (vgl.: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Bd. 27, Stuttgart 1872, Nr. 19, S. 17).

vorgenommen hatten, dann sehr schnell dahin. Wir waren noch einmal einige Stunden im Vatican und warfen den Stanzen Rafael's einen freundlichen Scheideblick zu, indem wir hofften, in einigen Monaten wieder hierher zurückzukehren.

{Blatt „100“, Rückseite:}

Die Reise nach Neapel mußten wir wieder über Terracina per Vetturin machen, da die Post längst vorher besetzt war und alle Plätze mehrere Wochen vorher vergeben waren.

Das Postwesen ist bekanntlich in Italien jämmerlich und läßt in Beziehung auf den Personentransport ganz besonders viel zu wünschen übrig.

Im Laufe der ~~Wochen~~ <letzten Tage> hatten wir mehrere junge Reisende ken[n]en gelernt, welche mit uns nach Neapel zurückreisen und dann mit uns nach Scilien⁴⁶ gehen wollten. Es waren meist joviale Kerle, doch war die Gesellschaft etwas bunt zusam[m]engesetzt, aus einem jungen Polen, Vincent Zadurski, der mit seinem Hauslehrer, dem Schweden A. Zachrisson, eine Reise nach Italien unternommen hatte, dann dem hannover'schen Assessor Theodor Oldecop, einem Baron de Pfeif, Ordonanzofficier des Königs von Schweden, der mit seiner durch und durch braven, aber sehr nüchternen Art seine Nation charakteristisch repräsentirte, und mir und Friedländer.

Leider waren so viele Fremde auf dem Wege von Rom nach Neapel, daß wir nur mit der größten Mühe noch einen Lohnkutscher auftreiben kon[n]ten und dieser hatte so schreckliche abgetriebene Pferde, daß wir nur Gott danken mußten, glücklich nach Neapel zu kom[m]en. Bis die oben beschriebene Reisegesellschaft mit ihren Koffern in ihren verschiedenen Wohnungen abgeholt war, ging eine schöne Zeit hin, obwohl der Wagen zu uns, als den Nächstwohnenden schon um 4 Uhr früh angefahren war. Während dieses Hin und Herfahrens war die Sonne allmählig mehr als 30 Grad über den Horizont emporgestiegen und brannte

⁴⁶ dürfte ‚Sicilien‘ meinen

{Blatt „101“, Vorderseite:}

mir, der ich auf dem Vordersitze saß, gewaltig auf den Kopf, als wir endlich in die staubgepuderte campagna hinausfuhren. Ohnehin war Rom in den letzten Tagen so heiß geworden, daß ich es kaum erwarten kon[n]te, bis wir, den langen Rücken des Albaner Gebirges hinauffahrend, die Peterskuppel nur noch von fern über dem giftigen Dunstmeer emportauchen sahen.

In Albano stellte es sich leider heraus, daß unseres Vetturin's Wagen und Pferde nicht blos schlecht, sondern er selber der schlechtere war, da er schon auf dieser ersten Station eine bedeutende Betrunkenheit zeigte und neben gehöriger Grobheit noch soviel italienische Spitzbüberei entwickelte, daß wir ihn beinahe durchgeprügelt hätten und ihm wenigstens die Perspective dazu ausnehmend nahe rückten.

Wenn es überhaupt bei jedem neuen Bekannten räthlich ist, sich sofort mit ihm auf einen bestimmten Fuß zu setzen, so ist das bei'm Italiener aller Classen doppelt nothwendig, indem er allemal probirt über zu greifen,⁴⁷ was er sich aber dann meist mit vieler Ergebung gefallen läßt, sobald es mit hinreichender Entschiedenheit geschieht.

Unter den vielen Fremden, welche hier angelangt waren, befand sich auch der junge hübsche Herzog Albert von Coburg-Gotha, welcher mit dem Lord Seymour und einem Baron Stockmar nach Neapel reiste

⁴⁷ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält hier den durch Kommas eingeschlossenen Nebensatz „bis er geduckt wird“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 5 f.). Ohne diesen Nebensatz ergibt der hintere Teil des gesamten Satzes keinen rechten Sinn.

{Blatt „101“, Rückseite:}

und von dem man schon damals die Vermuthung aussprach, daß er der zukünftige Gemahl der Königin von England sei.

Durch seine Anwesenheit wurden die übrigen Reisenden zurückgesetzt, und da wir die Zuleztangekom[m]nen waren, so mußten wir lange warten, ehe die Reihe des Essens an uns kam.

Endlich gegen Abend erreichten wir das Städtchen Velletri, unser Nachtquartier, früh genug, um noch Zeit zu finden, uns durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß ausser der schönen Lage und einem ächt römischen Schmutz nichts Besonderes daran sei.

In einem bekannten Reisehandbuch von N<eigebaur> stand über Velletri zu lesen: „berühmt wegen des guten Weines und der Schönheit seiner Frauen.“⁴⁸

Ich kann aber versichern, daß wir alle, als gewissenhafte Reisende, alles Mögliche gethan haben, um über Beides uns zu vergewissern, leider gelang es unsern eifrigsten Nachforschungen nicht, weder die einen noch den andern auf zu finden und wir mußten uns mit dem Anblick ungekämmter Weiber und dem Genuß sauern Nectar's in einem Gasthof begnügen, der unendlich viel zu wünschen, aber sehr wenig zu hoffen übrig ließ.

Am andern Morgen ging es schon früh gegen 5 Uhr den pontinischen Sümpfen zu, die vor uns in unermesslicher Ausdehnung zwischen dem Volsker Gebirge und dem Meer sich bis gegen den fernen Felsen des Vorgebirgs der Circe hinstreckten.

⁴⁸ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält dasselbe Zitat, nennt jedoch als Quelle „Förster's Handbuch“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 6).

{Blatt „102“, Vorderseite:}

In Cisterna ist die letzte Station an den pontinischen Sümpfen. Der Teufel soll bei näherer Bekanntschaft nicht so schwarz sein, als er gemalt wird und so verhielt es sich auch mit den berühmten Morästen, die wir manchmal sehr interessant fanden, ohne daß uns seine Luft viel Uebles zugefügt hätte.

Es geht ihm schier, wie dem Leipziger Rosenthal, an dem auch nichts als die Rosen und das Thal fehlen. Ebenso fanden wir hier einen Wald voll der schönsten Korkeichen, der sich längs des Meeres fast ununterbrochen von Civita vecchia bis nach Terracina fortzieht, schöne Wiesen, selbst einige Getreidefelder. Nur die gränzenlose Einsamkeit giebt der ungeheuern Ebene etwas Unheimliches während die mächtigen röthlichen Massen des nebenherlaufenden Gebirges mit der ununterbrochenen Abwechslung der schönsten Formen dieser Oede einen seltsam romantischen Reiz verleihen.

Verschiedene Päpste haben mit gutem Erfolg für die Austrocknung dieser Gegend Arbeiten unternom[m]en, aber da der folgende Pabst gewöhnlich alle Unternehmungen des Vorgängers liegen läßt, so kann auch nie eine rechte Ausdauer in die Sache kom[m]en. So sind denn auch die Canäle, die Pius VI zuletzt anlegen ließ, schon wieder zerfallen, während man bei einiger consequenter An-

{Blatt „102“, Rückseite:}

strengung längst das Ziel hätte erreichen und die Gegend der Cultur zurückgeben können. Der Hauptabzugsgraben läuft neben der Straße her und erweitert sich durch die Aufnahme der vom Gebirge kommenden Bäche allmählig zu einem für Boote schiffbaren Canal. Eine Menge riesiger Büffel, die Sumpf und Schlam[m]wasser lieben, wurde von einigen auf Kähnen hinterdrein fahrenden und mit langen Stangen bewaffneten Hirten hinein und dicht auf einander gedrängt hinauf getrieben, wo dann die im tiefen Wasser gewaltig arbeitenden Thiere mit den großen Hörnern und den breiten Füßen Alles am Rande abrasirten, sodaß

{Blatt „103“, Vorderseite:}

vom Gebüsch nicht viel mehr zu sehen war. Ueberall weideten mächtige Heerden von Ochsen und Pferden weithin zerstreut, die sich vortrefflich zu befinden schienen, während das gelbe Aussehen der seltnen Hirten allerdings wenig Gutes ahnen ließ. Vier Poststationen, die sehr kläglich aussahen, war waren die einzigen Häuser auf der langen Strecke Weges. Die immer drückender werdende Hitze und unsre bei der schlaffen Luft immer steigende Schlagsucht ließen uns die

{Blatt „103“, Rückseite:}

Felsen von Terracina gar ersehnt begrüßen. Die Getreidefelder und Weingärten hatten schon die Oberhand gewonnen und als wir in die Nähe der an den heißen Felsen hinaufgekletterten Stadt gelangt waren, zeigte sich ein Wald von Oelbäumen, während die überall aus den Felsen hervorsprossende Aloe und riesige Kactusarten mit stachlichtem Dickicht alle Höhen umzogen. Ganz oben auf nackter rother Klippe sahen wir die zerfallnen Arkaden von Theodorichs einstigen Schloß, dessen 3000 jährige⁴⁹ Riesenmauern noch überall sichtbar sind, im Gluth der untergehenden Son[n]e schimmern.

Als wir später in die Stadt mit unserm langsamen Gespann einzogen, die von außen so wollüstig sich über die Höhen hinzustrecken schien, so fanden wir freilich den Schmutz und die Verkommenheit Alles übertreffend, was uns bisher erschienen war.

Ich möchte wetten, daß die säm[m]tlichen Weiber von Terracina in 4 Monaten für sich, Haus und Hof weniger Wasser brauchen, als eine einzige brave deutsche Hausfrau am Freitag und Sonnabend Mittag über Treppen und Böden in den Rinnstein fließen läßt.

Nachdem wir im Hotel, das von Reisenden überfüllt war, noch einige Plätzchen <mit Mühe> erlangt hatten, gingen wir am Abend noch einmal spazieren. Der Mond ging eben auf und träumerische Stille lag auf der Felsenstadt.

In keinem Lande habe ich weniger Gesang und Musik überhaupt getroffen als hier, wo man mit der Meinung

⁴⁹ Diese unstimmgige Zeitangabe beruht auf der Verknappung dieser zugrunde liegenden Literaturstelle: „... zerfallene Arkaden von Theodorich's, des großen Gothenkönigs, einstigem Schloß, dessen Trümmer mit altetruskischen Tempelruinen vermischt, deren polygone dreitausendjährige Riesenmauern noch überall sichtbar waren, ...“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 11).

{Blatt „104“, Vorderseite:}

anlangt, als müßte das Guitarrespiel durch ganz Italien ununterbrochen fortklimpfern.

Das italiänische Volk ist offenbar aus der Lustigkeit herausgekommen, oder hat sie nie in dem Grade besessen, als die Reisenden sie des Effekts halber gesehen haben wollen.

Von solchen vorgefaßten Ideen macht man sich ungemein schwer los und so konnte ich mir auch dieß mal Terracina nicht ohne Fra Diavolo's denken. An Spitzbubengesichtern gab's freilich hier sowohl als in dem benachbarten Fondi, dem ersten neapolitanischen Ort über der Gränze, wo wir am andern Morgen anlangten, keinen Mangel, sie waren aber so gleichmäßig unter der Bevölkerung vertheilt, daß man keinen Stand besonders in dieser Hinsicht bevorzugt nennen kon[n]te, es wäre denn der Beamtenstand, für dessen Begabung in dieser Beziehung wir sogleich die vollständigsten Beweise erhalten sollten.

In Fondi ist nämlich die Mauth etablirt und bei der großen Hitze fanden es die schätzbaren Staatsdiener viel zu unbequem, auch nur den leisesten Versuch zu machen, unser Gepäck zu durchstöbern, sondern es entspann sich mit dem Oberbeamten der Douane eine intressante Verhandlung, wieviel wir geben oder mit wie wenig er sich begnügen solle, wenn er uns durchließe. Nachdem er endlich nach langen Verhandeln abgefertigt war, kam aber noch der Mauthbeamte, der das Gepäck nicht durchsucht, der Fachino, der es nicht abgepackt hatte, und wollten für die nicht gehabte Arbeit doch auch belohnt sein. Diese uneigennütigen (?) Charaktere waren aber schon mit 5 bajocchi zufrieden, nachdem sie uns blos noch beim Geldwechseln um etwas weniges betrogen hatten.

{Blatt „104“, Rückseite:}

Nachdem auch dieses abgemacht war, wünschten wir einander freundlichst Höllenfahrt und glückliche Reise.

O, gesegneter Staat, der so verwaltet wird und so eifrige Diener hat! Allein es <Und doch> ist es gewiß der ungerechteste Vorwurf der Welt, wenn man der päpstlichen und neapolitanischen Regierung diese Verdorbenheit ihrer Beamten vorwirft, während es doch für beide schlechterdings unmöglich ist, bessere zu bekom[m]en.

Von Fondi nach Molo di Gaëta im Halbzirkel eines großen Meerbusens herumfahrend entwickelte der Weg immer größere Schönheit, bis letzteres uns auf seinem Hügel unter prächtigen Baumgruppen halb versteckt höchst reizend entgegentrat. Wir stiegen hier wieder herab zum Meer und die langen Häuserreihen zogen sich allmählig auf der Landzunge dahin. Links sah man eine lange Hügelreihe im blauen Duft, die Wasserscheide zwischen Volturmo und Garigliano, auf deren Rücken einst der Falerner wuchs und hinter welcher die große campanische Ebene sich bis nach Neapel hinstreckt. Wir fuhren über die Kettenbrücke über den Fluß und erreichten allmählig ansteigend St. Agatha, das letzte Nachtquartier vor Neapel. Im Wirthshaus hatte uns die weise Vorsicht des Vetturin's, der sich dem Ziele der Reise, und somit dem eventuellen Trinkgeld näherte, ein gutes Abendessen bestellen lassen und so wurde die ganze Gesellschaft heiter und lustig. Am nächsten Tage setzten wir uns endlich zum letzten Mal in den Wagen, in dem wir Alle nach und nach recht gute Freunde geworden waren und ein wunderbar schöner <Sonntag> Morgen lachte uns, als wir in der Frühe den letzten Bergrücken hinter

{Blatt „105“, Vorderseite:}

der Stadt übersteigend in die weite Ebene, die sich beinahe bis an's Meer hinstreckt, hinunterfahren und bald die Bastionen des neuen Capua auf beiden Ufern des Volturno liegen sahen.

Alles steckt in dieser Festung voll Militär und Kanonen drohten von den Wällen herunter; aber das stram[m]e Wesen, was den guten Soldaten auszeichnet, fehlt hier ganz. Nicht als ob die Leute in ihren schönen Uniformen übelaussehend gewesen wären, im Gegentheil fanden sich viele stark gebaute darunter, aber eine solche Sam[m]lung von stumpfen Mienen und geistlosen Ausdruck war mir noch nicht vorgekom[m]en.

Sonst gefiel uns Capua nicht übel; es sah verhältnißmäßig wohlhabend aus, wenn man billige Anforderungen macht, ja die Frauen waren sogar gekämmt, was wohl in Folge des Sontags eingetreten war und die Gegend ist auch noch da, wo sich⁵⁰ das Heer Hannibal's so wohl sein ließ, schwerlich an Fruchtbarkeit von irgend einer andern in Europa übertroffen, selbst von der Gegend von Valence nach Avignon nicht, mit der sie die Einförmigkeit gemein hat, da sich auch hier wie dort Baum an Baum reiht, verbunden durch der Rebe luftige Guirlanden, unter denen dann wieder Mais und anderes Getreide in üppiger Fülle herauswachsen.

Wenn das aber meilenweit so fortgeht, so wird es eben doch zuviel, besonders wenn wie hier die heiße Mittagssonne

⁵⁰ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält richtigerweise „sich's“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 22).

{Blatt „105“, Rückseite:}

auf die Reisenden herniederbrennt und so dicke Wolken feinen Staubes sie einhüllen, wie sie nur noch die Kalkfelder der Champagne in gleicher Mächtigkeit aufsteigen lassen.

So waren wir denn herzlich froh, als wir endlich am Thore Neapel's hielten, wo uns noch einmal dieselbe Zollplackerei empfing, wie in Fondi. Die ungeheure breite Chaussee war bisher sehr todt gewesen, auch die Vorstadt erschien noch ziemlich leer; je mehr wir uns aber dem Museum näherten, je lebhafter wurde es, bis uns dort das brausend'ste Leben empfing, wie man es nur noch in London wiederfindet. Mit Mühe konnte sich unsere staubbedeckte Kalesche bis in die Toledostrasse durcharbeiten im unermesslichen Gewühl von Fuhrwerken aller Art, bepackten Maulthieren, zweiräderigen Karren, auf denen oft ein Dutzend und mehr Menschen in allen Stellungen hockte, bis endlich das eine unsrer Pferde zusammenbrach und wir genöthigt waren, im ersten besten Hotel ein Unterkom[m]en zu suchen.

Aber Welch' wunderbar schöner Anblick eröffnete sich uns, als wir, auf den Balkon hinaustretend, den ganzen Golf vor uns liegen sahen. Rechts und links die Häusermassen der Stadt, amphitheatralisch aufeinander gethürmt, vor uns der Quai mit seinem bunten Leben, das Meer überdeckt mit Schiffen und dahinter der Vesuv im violetten Abendschatten. Es war dies eben ein so entzückendes Schauspiel, wie es eben nur genoßen, nicht beschrieben werden kann.

{Blatt „106“, Vorderseite:}

Monat April 1839.

Wer die täglichen Belustigungen des Volks in Neapel beobachten will, muß vor allen Dingen die strada del molo und den Hafendamm besuchen, wo unablässig Soldaten, Matrosen und Schiffer vorüberströmen. Seemänner sitzen rauchend auf Bänken und nackte Knaben liegen auf der niedrigen Hafenmauer oder oder kauern mit gekreuzten Beinen im in[n]ersten Kreise. Es ist natürlich, daß kindliche müssige Menschen, wie die Neapolitaner, gern spielen, daher man Graubärte sich stundenlang in einer Weise ergötzen sieht, die bei uns nur Knaben Zeitvertreib gewährt. Allbekan[n]t ist die Mora welche das italienische Volk durch die ganze Halbinsel spielt und sogar mit in die Fremde bringt. Sie ist so recht ein Spiel für Bettler und Lazzaroni; denn man braucht dazu nichts als eine Hand mit 5 Fingern und sie spielen die Mora stehend, sitzend oder liegend; oft hört man sie

{Blatt „106“, Rückseite:}

noch in tiefer Nacht aus einem Straßenwinkel ihr ewiges „cinque, sei, quatro, nove!“ rufen.

Die Stellung der Moraspieler erinnert an Streiter, die sich kampfbegierig gegenüber getreten sind. Die Augen flam[m]en, die Hände zittern. Stimme und Geberde drücken die höchste Leidenschaft aus und wer unglücklich spielt, wird fast mit Verachtung angesehen und tritt zerknirscht vom Kampfplatz.

Monat April 1839.

*Nachdem wir einen fröhlichen Abend bei Götzloff durchlebt hatten, machten wir mit unsern neuen Reisegefährten, welche auch mit uns nach Sicilien reisen wollten, einen <nochmaligen> Ritt nach Ca-
maldoli, diesen schönsten Punkt des Erdbodens, den man nicht genug sehen kann. Beinahe 2 Stunden lang ging es aufwärts zwischen Gärten und Weingärten, durch waldige Schluchten, an schroffen Abhängen vorbei, bis wir über Nazareth zu der Höhe des Gebirgsrückens gelangten, wo das Kloster liegt. Der Bruder, welcher uns einließ und umherführte, war ein schöner Mann, dem die weiße Ordenstracht zu dem prachtvollen Barte recht gut stand. Er schien vor seinem Gelübde in der großen Welt gelebt zu haben, denn seine Manieren waren so fein, wie seine Hände und als er einen Augenblick mit mir allein war und erfahren hatte, daß ich ein Sachse sei, erkundigte er sich eifrig nach dem jetzigen König und seinen Bruder Johann.*

Nachdem er uns durch den Garten zu der hohen Baumgruppe geführt hatte, in deren Schatten sich 1½ tausend Fuß über der Meeresfläche auf einem vorspringenden Felsen eine mit Sitzen versehene und mit Mauerwerk

{Blatt „107“, Vorderseite:}

eingefaßte Terrasse befindet, ließ er uns allein und kehrte zu seinen Brüdern zurück, deren Gesang aus der Klosterkirche zu uns herüberscholl. Und nun die Aussicht! Es ist wohl das reichste Panorama der Erde. Zur Linken tief unter uns Neapel und der Golf, über dem das Zwillingenspaar des Vesuv und Somma seine schöngeschwungenen Linien in die kristallen⁵¹ Luft hebt. Dann die Inseln Ischia, Procida, Nisita⁵² und Capri und die unzähligen zackigen Bergeshöhen der Orangenhaine von Sorrent. Nordwestlich zur Rechten breitet sich ein Horizont von 40 Meilen Weite, die campagna Felice, die Ponzainseln bis Terracina und dem Berge der Circe vor unsern Blicken aus. Weiter rechts zu unsern Füßen ein Gewimmel von Bergen und Seen, die Trüm[m]er Bajä's und die Gefilde der Solfatara, von deren wüsten Flächen zurückkehrend das Auge ausruht auf dem Pausilipp, der tief unten mit seinen schattigen Ulmen und Weinbergen wie ein grünes Bett vor uns ausgestreckt lag.

Luft und Himmel glänzten in unsäglichlicher Helle auf das blaue Meer hernieder und die schlanke Rauchsäule des alten Vesuv stieg wie ein weißer Opferduft empor.

Wir hatten hier in der Seeligkeit des Schauens und Wiederschauens wohl einige Stunden zugebracht, als der Mönch erschien und uns einlud vor dem Aufbruch noch einige Erfrischungen anzunehmen. Es war in der That hohe Zeit; denn der Weg ist ziemlich weit und in mondscheinloser Nacht an einzelnen Stellen nicht ungefährlich. Vor dem Scheiden von diesem Wunderorte

⁵¹ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „krystallhelle“ (Stahr, Adolf: Ein Jahr in Italien, Band I, Oldenburg 1847, S. 368).

⁵² meint ‚Nisida‘

{Blatt „107“, Rückseite:}

sollten wir noch ein Schauspiel genießen, das man nicht im[m]er hat, einen Sonnenuntergang, wie ihn der fromme Bruder selbst in solcher Herrlichkeit noch nicht erlebt zu haben versicherte.

Die Berge und Inseln im Osten und die waldigen Felsenrücken des Vordergrundes im Westen lagen im tiefsten Violett, wie es ein Maler in solcher Kraft nicht erreichen kann. Ueber den letzteren an dem silberreinen von Goldduft durchzitterten Himmel hin zog sich ein einziger dunkler Wolkenstreifen, hinter welchem sich in dem Augenblick, wo wir die Platteform⁵³ des Klosters betraten, die Sonne für einige Minuten verbarg, ehe sie in's Meer versank.

In dem Augenblick aber, wo die Him[m]elskönigin ihr Antlitz hinter jenem Wolkenvorhang neigte, färbten sich dessen äußerste Spitzen mit magischem Licht und hoch über sie hinaus wölbte sich eine Strahlenkrone, zwischen welcher zahlreiche goldne Wölkchen gleich geflügelten Engelsköpfen schwebten.

Unten aber nach dem Meere zu schwamm Alles in einem silberfarbigen Zauberlicht, umgeben von jenem violetten Duft, wie ihn die Maler vor Augen gehabt haben müssen, als sie ihre Verklärung der Himmelskönigin malten. Zahllose kleine Wölkchen bildeten innerhalb dieses Zauberlichts einen strahlenden Kranz, als wollten sie die Sonne noch im Sinken aufrecht halten. Aber schon schwebte sie glühend roth hernieder und zitterte langsam dem schwarzblauen Wellengrabe zu. Dunkler wurden die Schatten und eins der schönsten Schauspiele verschwand vor uns.

⁵³ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Platteform“ (Stahr, Adolf: Ein Jahr in Italien, Band I, Oldenburg 1847, S. 369).

{Blatt „108“, Vorderseite:}

Monat April 1839.

Da das Dampfschiff nach Sicilien erst in 8 Tagen abfuhr, so hatten unsre neuen Reisegefährten Zeit, die Umgebung von Neapel zu besuchen und schloß ich mich denselben bei der Besteigung des Vesuv's nochmals an, da ich es für das Beste auf der Reise halte, einen schönen Punkt zweimal wenigstens aufzusuchen.

Wir fahren bis Portici, das 1 Stunde von Neapel entfernt aber mit letzteren durch eine so ununterbrochne Kette von Häusern und Gärten verbunden ist, daß es nur eine Vorstadt derselben zu bilden scheint. Man trifft da schon die ersten Lavaströme, die von allen Seiten den Berg herunter ziehen und in größerer oder geringerer Breite das herrliche Gefilde mit schwarzen Furchen durchschneiden. Die weit grössere Anzahl ähnelt einem großen zusammenhängenden Haufen von Schlacken, doch hat jede Eruption ihre besondere Nuance und geht bald in's Schwarzgräuliche, bald in's Bräunliche. Ueberhaupt muß man hierbei im[m]er wieder die Ueppigkeit des Bodens bewundern und ich begreife recht gut, wie die Leute von Portici, Resina, Torre del Greco und Annunziata sich immer wieder da ansiedeln, wo so oft ihre Dörfer schon zerstört worden sind. Ueberhaupt s Auch sind die meisten Lavaströme nicht mehr so breit, wenn sie in's bebaute Land kommen, da sie gewöhnlich sehr langsam vordringen.

In Resina, das $\frac{1}{4}$ Stunde näher gegen den Berg zu liegt, nahmen wir Pferde und ritten den sanft aufsteigenden Weg in schnellen Trabe hinauf. Die Strasse ist fahrbar gemacht und führt durch die herrlichsten Weinberge und Olivenwälder, die aber, je weiter man

{Blatt „108“, Rückseite:}

kommt, immer häufiger und enger durch die schwarzen Lavaströme eingeschränkt werden. Bis über das Haus des Eremiten hinaus reicht die Vegetation, $\frac{1}{4}$ Stunde später hat die Lava das ganze Terrain eingenommen, der Weg hört auf und man reitet in höchst beschwerlicher Weise bis zu dem Sattel weiter, der den links liegenden Somma vom eigentlichen Kegel des Vesuv trennt; wo man dann die Pferde stehen zu lassen und die Pyramide zu Fuss zu erklimmen pflegt.

Beim Eremiten hielten wir $\frac{1}{2}$ Stündchen an, um uns unter den Kastanien, die das ganze Haus umstehen, an der schönen Aussicht und den sauern Wein, den uns der Spitzbube als lacrimä Christi vorsetzte und bezahlen ließ, zu erquicken. Ohne diesen langbärtigen Schuft und den vielen Wegelagerern, die einen dort beständig molestiren, wäre das Plätzchen allerliebste, da man von hier aus weit in's lachende Land hinein blickt, während der finstere Berg hier einem pyramidalen Topfe ähnlich sieht, aus dem der schwarze Dampf aus allen Seiten hervorbricht. Ein paar Bursche, die am Haltort der Pferde schon lange auf uns gelauert hatten, boten uns ihre Dienste als Träger an. Mit großer Verachtung abgewiesen unterliessen sie doch nicht ein gutes Stück mit zu klettern, immer in der Hoffnung, doch noch vielleicht von einem schwachen Gemüthe in Anspruch genom[m]en zu werden. Für einen halbwegs geübten Bergsteiger ist die Mühseligkeit nicht so bedeutend und in 1 kleinen Stunden waren wir oben. Allerdings zerreißt die Asche <Lava>

{Blatt „109“, Vorderseite:}

mit ihren scharfen Kanten manchmal die Stiefel und wendet man sich zur Asche, so sinkt man tief ein, allein es ist keinerlei Gefahr nur etwas Anstrengung dabei, weil Alles, auch die Lavablöcke wacklig sind.

Endlich schweißtriefend oben auf der Fläche des abgestumpften Kegels angelangt, eröffnete sich uns das Schauspiel, als wir einige 100 Schritte über die Schlackenfelder hinschritten, daß gelbe Schwefeldämpfe aus dem zerrissenen Boden hervorstiegen und das Athmen zu einer höchst unangenehmen Sache machten. Es rauchte und kochte rund um einen herum, sowie aus der schwarzen Tiefe des trichterförmigen Kessels fortwährende graue Dämpfe aufstiegen.⁵⁴ Wir stiegen so weit hinunter, als auf dem glatten heißen Boden möglich war, bis uns die Schwefeldämpfe wieder vertrieben.

Es hat doch etwas ganz eigenthümliches so gewaltig arbeitenden elementarischen Mächten sich gegenüber zu befinden. In die staunende Bewunderung mischt sich immer ein gewisses Grauen. Aufgeregt auf's lebhafteste durch die Neuheit des uns umgebenden Schauspiels tranken wir jubelnd den Wein auf die Gesundheit des alten Cyclopen, der da unten die Glieder grimmig rührt, und warfen ihm dann die Flaschen in den Rachen, kochten Eier im heißen Boden und hielten europäische Reden, die vom Schwefeldampf zuweilen recht unanständig unterbrochen wurden.

Die Fernsicht, zu der wir uns nun wandten, da der höchste Punkt des Berges nach der Golfseite hin liegt,

⁵⁴ vgl.: „....., es rauchte, kochte und brodelte rund um einen herum, so wie in dem ungeheuern trichterförmigen Kessel vor uns, aus dessen schwarzer Tiefe fortwährend glühende Schwaden heraufzogen.“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 69 f.)

{Blatt „109“, Rückseite:}

war heute einzig. Aus dem unübersehbaren Kranze des herrlichen Campaniens, das zu unsern Füßen lag, blitzten überall Städte und Dörfer, Villen, Klöster und Schlösser in Fülle aus der üppigen Ebene empor, oder lehnten sich an den großartigen Gebirgszügen⁵⁵, die uns von 3 Seiten umgebend die riesigen Arme weit in's dunkelblaue Meer hineinstreckten, in dem die köstlichen Perlen, Capri, Ischia, Procida und all die andern Inseln gebettet lagen.

Das schwelgende Auge umfaßt unübersehbaren Reichthum und die beständige Drohung des schwarzen Riesen ist just der größte Zauber dieser Gegend, wie ihn zusammengenom[m]en mit so vielen Anderem vielleicht kein Platz der Erde aufzuweisen hat.

Die goldnen Schleier, welchen die Sonne über den Golf gebreitet, hatten sich bei tieferem Sinken in purpurglühende verwandelt, als wir den Berg herabstiegen <und> in lustigem Wettlauf den Weg, zu dem wir aufsteigend ³/₄ Stunden gebraucht, in weniger als 5 Minuten zurückleg<t>end.

Nachdem wir uns wieder zu Pferde gesetzt, waren wir noch nicht beim Eremiten angelangt, als schon braune Dämmerung uns umfing, die sich schnell in die dunkelste Nacht verwandelte. Doch einmal auf dem Fahrweg ging es in scharfem Trabe weiter, sodaß wir schon in 1 Stunde wieder in Resina angelangt waren, ohne daß dieses Reiterexperiment bedenklichere Folgen gehabt hätte, als die, uns am andern Tage eine gewaltige Steifigkeit in Knochen und Muskeln zurückgelassen zu haben.

{Ende der Seite und Umschrift}

⁵⁵ vgl.: „..., oder lehnten sich an den prachtvollen Zug der Gebirge, ...“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 72)